

die

darmstädter

studentenzeitung

S

84

studentenschaft der technischen hochschule darmstadt

november 1966 14. jahrgang dm 0,50 1F 2824 F



Am Anfang stand der Ingenieur

AEG

ZWA 2742

ALLGEMEINE ELEKTRICITÄTS-GESELLSCHAFT

— bei allen großen Firmen der Welt, so auch bei der AEG; denn der Firmengründer Emil Rathenau war Ingenieur. Durch die Leistungen unserer Ingenieure sind wir immer ein junges Unternehmen geblieben. In vielen Bereichen der Elektrotechnik haben wir Traditionen aufzuweisen. Das Neue erforschen und prüfen wir gründlich — vorurteilslos und gewissenhaft; seit über 80 Jahren. Die Güte unserer modernen Erzeugnisse verschafft uns Ansehen und wirtschaftlichen Erfolg im In- und Ausland.

Wir wissen also, was wir an unseren Ingenieuren haben. Sicherlich könnten auch Sie bei uns interessante Tätig-

keitsgebiete und Aufstiegsmöglichkeiten finden. Ein weites Feld von Aufgaben erwartet Sie in der Entwicklung, Berechnung, Konstruktion, Projektierung, im Betrieb, Prüffeld und Vertrieb.

Bitte schreiben Sie uns und lassen Sie sich von uns beraten. Schauen Sie sich bei uns um und prüfen Sie selbst. Die AEG kann mehr bieten als nur einen »Job«, sie bietet Ihnen die Ausübung des Ingenieurberufes mit interessanten Aufgaben und innerer Befriedigung.

AEG, Nachwuchs und Ausbildung
6 Frankfurt 70, AEG-Hochhaus

die darmstädter studentenzeitung

Nr. 84

November 1966 · 14. Jahrgang WS 1966/67 · 1 F 2824 F

- 2 Neuer Rektor
Nachruf auf Prof. Zurmühl
- 3 Preis für musische Studenten
Der Schloßkeller ist fertig
- 5 Wissenschaft und Ethos
- 6 Grau ist alle Theorie
- 8 Vorlesung in der Krise
- 9 Unser Gespräch mit Prof. Klotter
- 12 Glosse
Der Elefant
- 13 alfabeete
- 14 Literatur und Technik
- 17 Leserbriefe
- 18 Geht das Studentenwerk pleite?
- 20 Das Linsengericht
- 21 Bettuch am Fenster – Vorhang im Bett
- 22 Frankreichfahrt aus Sprachkummer
- 23 Hochschulsport
- 24 Bücher
- 26 Nachrichten

Lieber Leser,

In diesem Heft befassen wir uns weiter mit der westdeutschen Studentenzeitungen liebstem Kind – der Vorlesungskritik. Nach den heftigen Auseinandersetzungen an der FU Berlin zwischen Rektor Prof. Lieber und Prof. Jettermann einerseits und AStA, Studentenverbände und FU-Spiegel auf der Gegenseite scheint sich die spezielle Vorlesungskritik durchgesetzt zu haben – „Der sinnlose Stellungskrieg zwischen Professoren und Studenten ist um eine Waffengattung bereichert“, schrieb Yale-Student Adams im FU-Spiegel 51.

In Darmstadt wird kühler gekocht und kalt gegessen; naturwissenschaftliche und technische Vorlesungen vom Stoff her zu rezensieren ist nicht möglich, aber es kann Didaktik, Systematik und Koordination der Vorlesungen behandelt werden. Unser Beitrag von der Theorie und der Ausführung einer Vorlesung – wenn auch kein Name genannt wird – erscheint uns aktuell genug, zumal in der Fakultät Mathematik und Physik Bestrebungen im Gange sind, von allen Studenten durch Fragebogen Vorlesungen, Übungen und Praktika beurteilen zu lassen, wobei die Ergebnisse nicht veröffentlicht und nur dem betreffenden Professor zugestellt werden sollen.

Wenn dieses Vorhaben verwirklicht wird, wird dies ein gewichtiger Beitrag für die Neuordnung des Studiums sein, die allenthalben (und auch in diesem Heft) diskutiert wird.

**die
darmstädter
studentenzeitung**

Nr. 84

Studentenschaft der Technischen Hochschule Darmstadt

Preis: 0,50 DM – für Hochschulangehörige 0,30 DM

Abonnement je Halbjahr (einschließlich Versand) 2,- DM.

„die darmstädter studentenzeitung“ wird herausgegeben und verlegt von der Studentenschaft der Technischen Hochschule Darmstadt (Körperschaft des öffentlichen Rechts) und erscheint dreimal im Semester während der Vorlesungszeit.

Chefredakteur: Wolfgang Mengel (verantwortlich).

Redaktion: Bernd Graßmugg (gg), Eberhard Pahlberg (pah), Falk Rieß (fari), Hellmut Stoltz (sz), Walter P. Welzel (wl).

Ständige Mitarbeiter: Hartmut Bauer (pay), Helmut Dreßler (dr), Knut Feiert (fei), Ulf Kauffmann (kf), Wolfgang Paul (lo).

Chef vom Dienst: Knut Feiert

Verantwortlich für Insertionen: Jan Kettmann, Darmstadt.

Satz und Druck: Druckerei Ph. Reinheimer, Darmstadt.

Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Bücher wird keine Haftung übernommen.

Anschrift von Verlag und Redaktion: TH Darmstadt, Hochschulstraße 1, Telefon: 162517.

Zwischen 13.00 und 14.00 Uhr sind wir immer zu sprechen: Mensa 1. Stock. Ostflügel gegenüber Auslandsamt.

Konto 31240 Dresdner Bank, Darmstadt.

Fotos: Seite 13 gg, mgl, 14 pit ludwig
Das Klischee Seite 14 stellte uns freundlicherweise der Verlag „Darmstädter Echo“ zur Verfügung.

Das Papier dieser Ausgabe wurde freundlicherweise von der Firma Albbrock gespendet.

Redaktionssitzung: jeden Dienstag 20.00 Uhr in unseren Räumen.

dds Nr. 85 erscheint am 10. Jan. 67

Redaktionsschluß am 6. Dez. 66

Die Redaktion der „darmstädter studentenzeitung“ freut sich, von dieser Novemberausgabe an alle Mitglieder der „Vereinigung von Freunden der Technischen Hochschule zu Darmstadt e. V.“ zu ihren Lesern zu zählen: Die Vereinigung hat es übernommen, ihren 1800 Mitgliedern unsere Zeitung – vorerst für ein Jahr – zukommen zu lassen. Sie fördert dadurch die Verbindung zwischen ihren Mitgliedern und der Technischen Hochschule Darmstadt und gibt ihnen die Möglichkeit, sich über das Geschehen in der Studentenschaft, in den Instituten und im Studentenwerk zu unterrichten und auch daran teilzunehmen. Die „darmstädter studentenzeitung“ erreicht jetzt alle Hochschulbereiche und hofft, somit ein Ort neuer Auseinandersetzungen zu werden. Ebenso hofft sie, den gewachsenen Ansprüchen und Aufgaben gerecht zu werden.

Die Redaktion

Lieber junger Kommilitone,

wenn man irgendwo neu ist, fehlt es meist nicht an gut gemeinten Ratschlägen – eher schon an guten. Viele werden Ihnen schon etwas über Ihr zukünftiges Studium erzählt haben: Ihr Fachschaftsleiter (das ist der Student, der die Kommilitonen seiner Fakultät gegenüber der Professorenschaft vertritt) bei Studienberatungen, einige Professoren in ihren Eröffnungsvorlesungen, „höhere Semester“ bei Einladungen der evangelischen und katholischen Studentengemeinde und der Verbindungen.

Hören Sie sich ruhig alles an: wenn ein Professor über Sinn und Methode des Studierens spricht, wenn ein Student erklärt, wie man am billigsten durchs Vorexamen kommt, und Ihnen mit dem „dicken Brocken“ Angst machen will – „die Hälfte der Klausuren nicht testiert, menscheier...“, wenn der Rektor Sie bei der Immatrikulation feierlich in den Kreis der alma mater aufnimmt. Also hören Sie zu, aber lassen Sie sich nicht allzu beeindrucken, besuchen Sie Ihre Vorlesungen und Übungen laut Stunden- und Studienplan und warten Sie erst mal

ab: nach einem Semester wird vielleicht manches Gelehrte und mancher Lehrender den Mythos verloren haben, den Sie vielleicht ursprünglich vermutet hatten. Unter Umständen verlieren Sie obendrein den Respekt, dann passen Sie auf: ein Student sitzt am weniger langen Hebel, aber Geschicklichkeit und Taktik können das wieder wettmachen.

Im Umgang mit Professoren (was aber in den ersten Semestern kaum vorkommen wird) bedenken Sie, daß Sie vielleicht auch mal einer sein werden, auch wenn Sie es sich jetzt noch nicht zutrauen sollten.

Und noch eins: studieren Sie bitte nicht nach der Methode, mit der ein Bauer ein Feld umpflügt, sondern betreiben Sie auch einige unnütze Dinge – Magnifizenz Marguerre pflegt zu sagen: „Sie sind nicht hier, nur um zu studieren, sondern um Student zu sein.“ Es geht bei uns darum, daß Sie methodisch denken lernen, Entschlußkraft entwickeln, Ihre Meinung geschickt vertreten lernen – Fakten und Zahlen stehen schlimmstenfalls immer noch in Büchern.

Also dann: viel Spaß, der Ärger kommt ohnehin. Ihre dds

**AN ALLE
MITGLIEDER
DER VEREINIGUNG
VON FREUNDEN
DER THD**

**LIEBER
JUNGER
KOMMILITONE**

„Er ist nicht hier, nur um zu lehren, sondern um Vorbild zu sein“ könnte die Umkehrung zu seinem liebsten Wort: „Sie sind nicht nur hier, um zu studieren, sondern um Student zu sein“ lauten. Professor Dr.-Ing. Karl Marguerre, Rektor des Amtsjahres 1966/67, gehört zu den bekanntesten Persönlichkeiten an der Hochschule. „Forscher, Lehrer und Dirigent“ schrieb Professor Walther im Mai anlässlich Professor Marguerres 60. Geburtstags, und „Es ist erstaunlich, daß ein anerkannter Forscher und Hochschullehrer der Mechanik zugleich als erfolgreicher Dirigent des Hochschulorchesters und des akademischen Chors wirkt, noch erstaunlicher, daß er neben Veröffentlichungen über Elastizitäts- und Stabilitätstheorie und über Schwingungslehre auch über Musik publiziert und klassische Musikwerke neu herausgibt.“

Ihn vorzustellen ist – außer für die neu immatrikulierten Studenten – nicht nötig: Marguerrismen, Fahrrad und Carraciola (NSU-Fiat Baujahr 1937) und die Benotung 4g (4 „aus Gnade“) sind jedem Studenten ein Begriff; Aussprüche aus seinen Vorlesungen gehören zum ständigen Gesprächsstoff und sind oft Grund zur Heiterkeit.

Der Chronist vermerkt: Marguerre, Karl Friedrich, geb. am 28. Mai 1906 in Baden (Schweiz). Nach dem Studium der angewandten Mathematik und Mechanik in Karlsruhe, Göttingen und Brüssel Promotion 1932; bis 1935 Wissenschaftlicher Assistent an der TH Karlsruhe, bis 1945 Wissenschaftlicher



PROF. MARGUERRE NEUER REKTOR

Sachbearbeiter und Gruppenleiter für Flugzeugtechnik in der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt in Berlin-Adlershof. Nach dem Kriege Mitarbeiter der französischen Luftfahrtforschung, seit 1947 ordentlicher Professor für Technische Mechanik an der THD, der er trotz eines ehrenvollen Rufes an die TH Stuttgart im Sommer

1961 bis heute treu blieb.

Diese Daten sind nur ein äußeres Gerüst seines Lebens und Wirkens: Sein Vorsatz, als energischer Verfechter des studium generale, fröhliche und aufgeschlossene Menschen heranzubilden, seine Improvisationskunst bei einer großen Anzahl von Festen und die Eigenschaft, Zeit zu haben für Privates, für Ruhepausen, für Späße, für die persönlichen Sorgen der Studenten, das alles macht ihn zum Freund und Vorbild.

Auf die Frage, was er in seiner Amtszeit vordringlich betreiben werde, antwortete er uns: Nach dem Hochschulgesetz muß der TH eine neue Verfassung gegeben werden, wobei er die Direktorialverfassung (mit drei Direktoren: dem Rektor und zwei Prorektoren) befürwortet. Allerdings steht auch noch die Präsidialverfassung zur Debatte, bei der ein auf 8 Jahre ernannter Präsident an der Spitze der TH steht. Magnifizienz wies dabei auf die Schwierigkeit hin, einen fähigen Mann für eine so lange Zeit zu finden. Weiterhin will er die Vorarbeiten an einem „Hochschulbuch“ mit der Geschichte unserer Hochschule, über das die meisten Hochschulen bereits verfügen, vorantreiben.

Trotz seines neuen Amtes als Rektor will Professor Marguerre die Bereiche seines bisherigen Wirkens nicht vernachlässigen; nur im Förderungsausschuß wird ihn Professor Rohmert vertreten.

Wir wünschen ihm weiterhin ein erfolgreiches Wirken.

PROF. ZURMÜHL +

o. Professor für Theoretischen Maschinenbau an der TU Berlin, ist am 27. 10. 1966 in Berlin im Alter von 62 Jahren ums Leben gekommen.

Betroffen blicken sich bei dieser Nachricht Diplomanden und Doktoranden aller Fakultäten an, denn für viele Jahrgänge von Studenten war „der Zurmühl“ eine unvergeßliche Persönlichkeit, die auf ihr Studium nachhaltig einwirkte. Man verzeihe uns Studenten, daß wir an dieser Stelle vor allem den Lehrer würdigen und nicht näher auf seine gewiß ebenso herausragenden wissenschaftlichen Fähigkeiten und Leistungen auf dem Gebiet der Praktischen Mathematik eingehen.

Besonders für jüngere Semester, die immer wieder Anekdoten über ihn hören, sei die Erinnerung an Herrn Professor Zurmühl noch etwas belebt. Man hatte die erste Begegnung mit ihm meist in sehr hilfebedürftigem Zustand: Man wollte Prüfung machen und man wußte nicht wie und wovon. Aber er wußte wie und wovon – und er hat es nicht zur höheren Ehre der Wissenschaft geheim gehalten. Er tat nämlich etwas, das bei manchen Wissenschaftlern nicht sehr angesehen ist, was aber auch gar nicht notwendig wäre, wenn Didaktik in den Grundlagenvorlesungen einen festen Platz hätte: er brachte seinen Studenten in allen wichtigen Grundlagenfächern das bei, was sie für die betreffenden Prüfungen brauchten, nämlich Verständnis der Grundlagen und

die Übung in ihrer systematischen Anwendung. Auf Grund seiner freundlichen, geduldigen Art wurde man zuversichtlich, diese Prüfungen sogar zu bestehen.

Man mußte bei ihm zusammenrücken, weil die größten Hörsäle noch zu klein waren. Man mußte einfach den kleinen schwächlichen Mann, der sich unermüdlich anstrengte, dankbar anerkennen. So dankbar, daß er einmal einen großen Blumenstrauß bekam, als ein Kurs vorüber war.

Diese Dankbarkeit ging auch nicht verloren, als Professor Zurmühl im Jahre 1962 nach Berlin berufen wurde. Sie wird auch nicht verloren gehen, solange seine Schüler ihn sich zum Vorbild behalten.

Gunter Franke
Parlamentspräsident 65/66

EIN PREIS FÜR MUSISCHE STUDENTEN

Auf der Hauptversammlung der Vereinigung von Freunden der TH im Mai 65 wurde Herr Dr. Karl Merck zum Ehrenpräsidenten der Vereinigung bestellt. Ihm zu Ehren wurde damals ein Preis für musische Leistungen der TH-Studenten bewilligt: der Karl-Merck-Preis. Er wird seitdem jährlich ausgeschrieben und in drei Klassen vergeben, für

schriftstellerische oder dichterische Arbeiten oder schauspielerische Leistungen,
musikalische Darbietungen oder kompositorische Arbeiten,
Arbeiten auf dem Gebiet der Malerei, Graphik oder der Plastik.

Hiermit soll die freiwillige musische Betätigung von Studenten gefördert und honoriert werden. Demzufolge wird der Preis nicht für Arbeiten vergeben, die im Rahmen der Ausbildung an der TH entstanden sind. Der Preis ist in der Regel in jeder Klasse mit einer Zuwendung von 2000 Mark verbunden.

Zu den Bedingungen heißt es in der Satzung weiter:

Um den Preis kann sich bewerben, wer im Zeitpunkt der Vergabe des Preises als ordentlicher Studierender an der Technischen Hochschule Darmstadt immatrikuliert ist. Bewerben kann sich auch eine in einer künstlerischen Darbietung verbundene Gruppe. Die Verleihung des Preises kann auch auf Vorschlag eines Dritten geschehen.

Wer sich um den Preis bewirbt oder für die Verleihung des Preises vorgeschlagen wird, hat seine Arbeit oder die Darbietung zur Begutachtung durch eine Jury bei der Geschäftsstelle der Vereinigung von Freunden der Technischen Hochschule zu Darmstadt e. V., 61 Darmstadt, Frankfurter Straße 250, anzumelden. Die Anmeldung oder der Vorschlag hat jeweils bis zum 31. Januar zu geschehen. Eine musikalische oder

schauspielerische Darbietung ist mindestens sechs Wochen vor der geplanten Aufführung der Geschäftsstelle der Vereinigung mitzuteilen.

Der Preis wird auf Grund des Beschlusses einer Jury der Klasse A (Literatur), der Klasse B (Musik) und der Klasse C (Malerei, Graphik und Plastik) vergeben. Die Verleihung wird auf der jährlichen Mitgliederversammlung der Vereinigung verkündet.

Im Jahr 1966 genügte nur eine Leistung den Anforderungen der zuständigen Jury, so daß nur eine Bewerbung in der Klasse A „Schauspielerische Leistung“, und zwar in die studentischen Pantomimen Mario Rothschild und Eberhard Heilmann, verliehen werden konnte.

Herr Senator Büchner führte anlässlich der Preisverleihung aus:

„Wir hoffen alle, daß im laufenden Jahr eine große Zahl von Bewerbungen den Juroren die Möglichkeit geben wird, auch in den anderen Sparten musischer Betätigung unserer Studenten Maßstäbe zu setzen. Es kommt meiner Ansicht nach dabei weniger darauf an, höchsten künstlerischen Ansprüchen gerecht zu werden und perfektionistische Leistungen zu zeigen, als vielmehr erkennen zu lassen, daß es ein ernsthaftes Anliegen unserer Studenten ist, mit ihrer musischen Betätigung einen wirklichen Ausgleich zu ihrer im Augenblick mehr rezeptiven, aber in Zukunft produktiven, beruflichen Beanspruchung zu suchen.“

DER SCHLOSSKELLER IST FERTIG

Sechs Jahre ist es her, daß die Raumplanungskommission der THD sich mit der Nutzung des Schlosses beschäftigte und dabei feststellte, daß die Kellerräume 02 bis 011, bedingt durch Umstände, die jeder Keller nun mal hat, eigentlich den Studenten am besten dienen könnten. Senat, mit Rektor Horn an der Spitze, und der damalige Verwaltungsdirektor Dr. Völger betrieben die Vorverhandlungen mit dem Land Hessen über den Ausbau dieser Räume; das Land stimmte

grundsätzlich zu und beauftragte das Hochschulbauamt mit den Renovierungsarbeiten. Die Einzelheiten wurden zusammen mit dem AStA geplant und durchgeführt, wobei sich Heinrich Fitjer, langjähriges Ältestenratmitglied und inzwischen Geschäftsführer des Kellers, darum kümmerte.

Die Verhandlungen über den Nutzungsvertrag zwischen dem Land und der Studentenschaft zogen sich ähnlich lange Zeit hin; sie haben sich im September des Jahres in einem Vertrag niedergeschlagen (er wird seitdem vom Land genehmigt), der durch das Entgegenkommen von Verwaltungsdirektor Dr. Wilke erfreulicher ausfiel, als man anfangs vermutete. Die Ausgangsposition, die schon eine großzügige Finanzierung vorsah, wandte sich gegen Alkoholausschank, Mädchenbesuch und Tanz, wohingegen jetzt immerhin niederprozentige Alkoholika, Gäste der Studentenschaft und Tanz in Ausnahmefällen erlaubt sind.

Suche öftere Wochenendmit-
fahrtgelegenheit nach Köln.

J. Paez
Gutenbergstraße 29

Laut Vertrag ist der Keller als „Stätte der Begegnung“ für Studenten, Professoren und Assistenten, „für kulturelle Zwecke und zur staatsbürgerlichen Bildung“ gedacht. Er wird täglich, von dem üblichen Ruhetag abgesehen, am frühen Abend auf- und hinter dem letzten Gast zugemacht; die Zwischenzeit soll gelegentlich mit Kabarets, Kellerbühnen und Kapellen, mit Vorträgen von Dichtern, Denkern und Demokraten gestaltet werden. Auch für das körperliche Wohlbefinden wird gesorgt: Imbiß und Mokka werden an der Theke verabreicht. Für eine ausreichende Lüftung sorgt die Studentenschaft (so der Vertrag).

Neben dem Hauptraum mit Tonnengewölbe gibt es ein Foyer für Ausstellungen und ein Konferenzzimmer, das von Fachschaften, AStA, Hochschulgruppen und -verbindungen benutzt werden wird. Es ist zu erwarten, daß die Studenten, schon immer auf der Suche nach einem ungestörten Treffpunkt, abends nach Rauswurf aus „ihrem“ Studentencafé in „ihren Keller“ ziehen werden.

– Ja, und wann geht es los? Ende November. M. Bischoff/mgl

DM

**ist
wieder
da***

**mit neuem Programm, mit neuer Konzeption,
mit neuer Führung**

Die neue DM meint: Wir alle verdienen unser Geld, um es auszugeben. Für vernünftige Dinge. Zu einem angemessenen Preis. Deshalb prüft die neue DM für Sie den Markt. Sie urteilt konsequent. DM ist absolut unabhängig, sie hat keine Angst, Namen zu nennen. Die neue DM ist nicht auf Skandale aus, doch sie fürchtet sie nicht. Die neue DM ist für Leser, die beim Kaufen denken.

Machen Sie das beste aus Ihrem Geld: Mit der neuen DM!
Die neue DM: ab 10. November wieder an Ihrem Kiosk.

***Übrigens: sehr empfehlenswert**

WISSENSCHAFT UND ETHOS

Das Thema des Neunten Darmstädter Gesprächs (10.–12. September 1966) lautete: Der Mensch und seine Zukunft. Ein brennend aktuelles Thema, über das viel gesprochen und nachgedacht, das aber kaum je in seiner Tiefe erfaßt wird. Um eine Auslotung aber bemühten sich die illustren Referenten, jeder von seinem Fach her kommend und eindringend in die Problematik der menschlichen Zukunft. Es soll hier berichtet werden vom Eröffnungsreferat, bei dem die biologischen Aspekte im Mittelpunkt standen. Der Freiburger Entwicklungsphysiologe und Molekularbiologe Dr. Hans Mohr (Jahrgang 1930) sprach zum Thema „Biologie und menschliche Existenz“. Prof. Mohr hielt sich, wie auch die übrigen Gesprächsteilnehmer bei ihren Vorträgen, nur ganz mittelbar an das gestellte Thema; zugunsten einer grundsätzlichen, ins Philosophische und Wissenschaftstheoretische reichenden Erörterung wurden spezielle fachliche Fragen zurückgedrängt. Der Vortrag war ein Musterbeispiel dafür, wie ein Naturwissenschaftler eine Fragestellung angeht. Klar und logisch aufeinander aufbauend legte er seine Auffassungen dar: Von der Notwendigkeit der Zukunftsplanung ausgehend, stellte der Referent drei Thesen an den Anfang.

Zur Zukunftsplanung ist zuverlässiges Wissen über das „System Menschheit“ sowie über seine Wechselwirkungen mit den übrigen Faktoren auf der Erdoberfläche notwendig.

Zur Zukunftsplanung ist Humanität notwendig. Definition: Humanität ist die eines Menschen würdige Haltung und Einstellung gegenüber anderen. Zur Stabilisierung der Humanität benötigen wir eine angemessene Ethik.

Nur die Wissenschaft ist in der Lage, zuverlässiges Wissen sowie ein verbindliches Ethos zu gewährleisten.

Zur Erläuterung des ersten Punktes wurde aufgezeigt, auf welchem Wege zuverlässiges Wissen zustande kommt. Die Grundlagen der Wissenschaft sind objektive Daten (d. h. reproduzierbare Feststellungen, welche vom jeweiligen Subjekt unabhängig sind). Daraus werden Hypothesen aufgestellt (Vorgang der Induktion), die neben den objektiven Daten konstruierte „Erkenntnisse“ enthalten. Hypothesen höherer Stufe nennt man Theorien, die vielfach durch Experimente abgestützt und verfeinert sein müssen. Diese Theorien repräsentieren dann die realen Systeme. Als unentbehrlicher Bestandteil der Wissenschaft wurde sodann die „philosophy of science“ angeführt, die hierzulande so gut wie unbekannt ist. Es handelt sich hierbei um eine besonders in den angelsächsischen Ländern gepflegte Disziplin, die Erkenntnistheorie, Erkenntniskritik und Wissenschaftstheorie vereinigt und sie auf Ergebnisse der Wissenschaft anwendet. Prof. Mohr betonte die Autonomie der Wissenschaft, die nur in sich und durch sich selbst reflektiert werden könne. In der wissenschaftlichen Arbeit nichts zu suchen haben nach seiner Ansicht unkontrollierte Phantasie, emotionale Elemente, religiöse Vorurteile. Geradezu das Gegenteil von Wissenschaft wird die Spekulation genannt. Ebenfalls völlig unvereinbar mit wissenschaftlicher Forschung sei jegliche Form von Ideologie.

Als besonders wichtige Wissenschaften in bezug auf die Zukunft des Menschen bezeichnete Prof. Mohr die Physik als Lehre von den nicht-lebendigen, die Biologie als die Lehre von den lebendigen Systemen sowie die Anthropologie als die Wissenschaft vom Menschen, die es besonders schwer habe wegen ihrer zahlreichen vorwissenschaftlichen Überzeugungen.

Besonders interessieren mußten nach dem, was in der Einleitung gesagt worden war, die Ausführungen über das Verhältnis von Wissenschaft und Ethik. Die für alle verbindliche Ethik könne gefunden werden in der Grundlage der wissenschaftlichen Forschung, dem Ethos der Wissenschaftler in aller Welt. Es besteht hauptsächlich aus folgenden Forderungen: Gegenseitige Achtung, Objektivität, Freiheit des Denkens, Verzicht auf Dogmatismus, absolute intellektuelle Ehrlichkeit, Dominanz der geistigen Aktivität, Klarheit der Ausdrucksweise, Verifizierbarkeit der Aussagen. Bei seinen zahlreichen Gastdozenturen und Studienreisen in den USA, in Australien, Moskau, London und Paris fand Prof. Mohr diesen ethischen Kodex überall anerkannt und streng gehandhabt: Wer sich außerhalb der Regeln begibt, verliert seinen Platz in der Wissenschaft. Er habe auch in den Ostblockstaaten oft eine erstaunliche Freiheit der Gedanken gefunden. Aus seinen Beobachtungen schließt der Referent, daß die Wissenschaft mitsamt ihren philosophischen und sittlichen Grundlagen zu einem wesentlichen Teil der Erziehung und Bildung werden müsse, um die Aggression im politischen und gesellschaftlichen Leben zu entschärfen.

Im letzten Teil des Vortrages legte Prof. Mohr die Hauptgefahren für die Zukunft des Menschen dar: Anachronistische Ideologien, Atombomben und die „Bevölkerungsexplosion“, entstanden durch eine Störung des biologischen Gleichgewichts (moderne Medizin und Hygiene, niedrige Säuglingssterblichkeit). Das letztere Problem müsse in einer der Würde des Menschen angemessenen Weise gelöst werden, meinte der Vortragende. Sein Kernsatz dazu lautete: „Man kann nicht ja sagen zu Schutzimpfung, Penicillin und DDT und nein sagen zu den Möglichkeiten der Antikonzeption.“ Der Vortrag endete mit einem Appell an die Erzieher, die junge Generation im Verständnis für Wissenschaft und Technik zu schulen und sie dadurch zu befähigen, die wissenschaftlichen und sozialen Probleme der menschlichen Zukunft zu bewältigen.

Die nachfolgende Diskussion entspann sich hauptsächlich um das Gespenst der „voraussetzungslosen“ Wissenschaft, das Prof. Mohr – vielleicht ungewollt – beschworen hatte. Im Zeitalter des Positivismus glaubte man, Wissenschaft völlig frei von Voraussetzungen betreiben zu können. Das hat sich allerdings als Irrtum erwiesen; jeder Wissenschaftler braucht Axiome, auf die er aufbauen kann, Thesen also, die nicht bewiesen werden können, sondern hingenommen werden müssen (auch der „voraussetzungsfreie“ Naturwissenschaftler macht die Voraussetzung, daß aufgrund von Erfahrung Erkenntnisse möglich sind!). Genauso ist die Ideologiefreiheit der Wissenschaft eine schöne Illusion, worauf der Kybernetiker Prof. Steinbuch (Karlsruhe) hinwies. Es gibt nicht nur eine kommunistische Biologie oder Physik, sondern unter anderen auch eine katholische (man lese einmal Gustav Wetter SJ), aber zum Glück doch nur in Grenzgebieten, wo noch keine gesicherten Ergebnisse vorliegen. Selbst Prof. Mohr hat in

seinem Referat eine Ideologie entwickelt, indem er das wissenschaftliche Ethos allgemeinverbindlich machen will. Überraschend allerdings, wenngleich auch bezeichnend war die Tatsache, daß die Theologen des Gesprächskreises Prof. Rahner SJ (München) und Prof. Moltmann (Bonn) sich nicht äußerten zur Möglichkeit des moralischen Verhaltens allein aus wissenschaftlich-philosophischen Beweggründen heraus. Für Theologen folgt im allgemeinen „gutes“, „richtiges“ Verhalten nur aus Gotteserkenntnis und Gottesglaube, zumindest aber aus der Orientierung an übermenschlichen Prinzipien.

Einen neuen Aspekt brachte Prof. Mohr in die Diskussion um die Neuordnung des Studiums, auf den hier noch einmal besonders hingewiesen werden soll. Zum Studium, insbesondere zum Studium der Naturwissenschaften gehört nach dem Referenten nicht nur Fachbildung, sondern auch „philosophy of science“, philosophische Grundlage. Die Aufgaben der Zukunft können nämlich nicht von Fachidioten, sondern nur von wirklich gebildeten Wissenschaftlern gelöst werden.

Falk Rieß

GRAU IST ALLE THEORIE

Theorien vom Studieren im Wandel der Zeiten

Pläne, Memoranden, Diskussionen zum Thema „Hochschulreform“ geistern durch die deutschen Lande. Die Diskussionen werden bestimmt durch Schlagwörter, Illusionen und Polemiken; Alleingänge von Kultusministern erschrecken Studenten wie Professoren, doch von Erneuerung oder gar Besserung kann nicht die Rede sein. Man wurstelt weiter wie bisher, immer mit starrem Blick auf Humboldt, dessen Name bei jeder Immatrikulationsfeier strapaziert wird. Jeder weiß, wie es besser ginge... doch die Verhältnisse, die sind nicht so. Um eine sachliche Auseinandersetzung möglich zu machen, soll hier versucht werden, die Theorie vom Studieren im Wandel der Zeit darzustellen.

Wilhelm von Humboldt 1810

Das Bild der autonomen deutschen Universität wurde geprägt durch Friedrich Schleiermacher und – noch mehr – durch Wilhelm von Humboldt, beide Vertreter eines idealistischen Menschen- und Weltbildes. Humboldts Auffassungen von Wissenschaft und Erziehung finden sich hauptsächlich in seinen drei Schriften „Theorie der Bildung des Menschen“ (1793), „Der königsberger und der litauische Schulplan“ (1809) und „Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin“ (1810). Grundlage seiner Theorie sind zwei Thesen:

Im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Betätigung steht der Mensch; er will durch die Beschäftigung mit der Wissenschaft nur die Kräfte seiner Natur stärken und erhöhen, seinem Wesen Wert und Dauer verleihen.

Alle Disziplinen der Wissenschaft bilden eine Einheit: Alles wird aus einem ursprünglichen Prinzip abgeleitet, alles wird einem Ideal zugebildet; jenes

Prinzip und dieses Ideal werden in einer Idee verknüpft.

Diese beiden Voraussetzungen dürfen heute nicht mehr gemacht werden; die Wissenschaft ist unabhängig vom Menschen, ist autonom geworden, die Philosophen haben die Wissenschaft längst als Selbstzweck erkannt. Auch die Einheit der Wissenschaften ist endgültig verlorengegangen. Manche Forscher jagen ihr zwar noch nach, aber vergeblich, wenn man den theoretischen Physikern glauben kann. Doch interessanter als alle idealistische Verbrämung sind die praktischen Forderungen, die Humboldt erhebt.

Das Ziel des Universitätsstudiums ist die „Einsicht in die reine Wissenschaft“. Zu diesem „Selbstaktus“ ist notwendig: Freiheit, und hilfreich: Einsamkeit; daraus ergibt sich die äußere Organisation der Universität. Das Wesentliche des Studiums liegt nach Humboldt darin, daß man eine Reihe von Jahren sich und der Wissenschaft lebt in enger Gemeinschaft mit Gleichgestimmten und Gleichaltrigen. Der Universitätsunterricht hat keine Grenze seinem Endpunkte zu, und für die Studierenden ist kein Kennzeichen der Reife zu bestimmen. Über das Verhältnis Student-Professor äußert Humboldt folgendes: „Der Universitätslehrer ist nicht mehr Lehrer, der Studierende nicht mehr Lernender, sondern dieser forscht selbst, und der Professor leitet seine Forschung und unterstützt ihn darin.“ Der Staat hat folgende Aufgabe der Universität gegenüber: er soll einmal sorgen für Reichtum an geistiger Kraft durch die Wahl der zu versammelnden Männer, zum andern soll er die Freiheit ihrer Wirksamkeit garantieren. Er darf nichts von den Universitäten fordern, sondern er soll überzeugt sein, daß auch ihm damit gedient ist, wenn sie ihren Endzweck erreichen. In den Vorlesungen wird dem freien mündlichen Vortrag vor Zuhörern, „unter denen doch immer eine bedeutende Zahl selbst mitdenkender Köpfe ist“, eine anfeuernde Wirkung auf den Universitätslehrer zugeschrieben. Wichtig erscheint auch der Satz: „Überhaupt läßt sich die Wissenschaft als Wissenschaft nicht wahrhaft vortragen, ohne sie jedesmal wieder selbsttätig aufzufassen...“ Ferner erscheint Humboldt das Universitätslehren als kein so mühevolleres Geschäft, daß es als eine Unterbrechung der Muße zum Studium und nicht vielmehr als ein Hilfsmittel dazu gelten müßte. Darüberhinaus – ohne Kommentar – zwei weitere Sätze über die Vorlesungen: „Das Kollegienhören ist eigentlich nur zufällig... Das Kollegienhören ist nur Nebensache.“

Karl Jaspers 1946

Lange Jahrzehnte hindurch waren Humboldts Thesen unangefochten die Grundlage allen Universitätslebens, bis dann die deutsche Universität in der Zeit des Dritten Reiches ihren tiefsten Fall tat und sich damit selbst ihre Prinzipien zerstörte. Unmittelbar nach dem Krieg versuchte man in Anerkennung der schweren Schuld durch eine Rückbesinnung auf traditionelle Werte die Universität zu reinigen und zu erneuern. Einen großen Beitrag dazu lieferte der Philosoph Karl Jaspers (damals Heidelberg) in seinen Schriften „Die Erneuerung der Universität“ (1945), „Vom lebendigen Geist der Universität“ (1946) und „Die Idee der Universität“ (1946). Nach Jaspers ist die Aufgabe der Universität eine dreifache: Der Student soll Unterricht für seinen besonderen Beruf, Bildung (Er-

ziehung) und Forschung erfahren; diese Teile sollen eine Einheit bilden. Das hohe und unaufgebbare Prinzip der Universität sei die Verbindung von Forschung und Lehre, denn der Idee nach müsse der beste Forscher zugleich der einzig gute Lehrer sein, „weil er in Beziehung bringt mit dem eigentlichen Prozeß des Erkennens“. Er ist selbst lebende Wissenschaft. Das Prinzip, das den Vorlesungen innewohnt, ist folgendes: Es wird lernbares Wissen so vorgetragen, daß die Methoden seines Erwerbs und seiner Begründung dem Hörer lebendig gegenwärtig werden. „Sie haben, wenn sie gut sind, eine je besondere unnachahmbare Gestalt.“ In den Übungen soll „das Verständnis durch eigene Mitarbeit an der Grenze neuer Forschungsmöglichkeiten geübt werden“. Daneben hält Jaspers die Diskussion für sehr wichtig, in der sich Student und Professor auf gleichem Niveau gegenüber treten. Scharf wird der heute so modernen Reglementierung des Studiums eine Absage erteilt: Lehrpläne und Studienordnungen führen auf einen für die Universität verderblichen Weg. Unfroheit von Lehrern und Schülern ob dieser Fesseln sei die Folge. Es mögen wohl gute Resultate technischen Könnens und abfragbaren Wissens erzielt werden, während „aber das eigentliche Erkennen, das Wagende des Forschens und Sehens, unmöglich wird“.

Studienausschuß für Hochschulreform 1948

Zum Schluß soll noch kurz auf ein Gutachten eingegangen werden, das 1948 vom britischen Militärgouverneur bestellt wurde; dem Ausschuß gehörten unter anderen Oberkirchenrat Beckmann (heute Präses) und C. F. von Weizsäcker an.

Auch in diesem Gutachten steht die Einheit von Forschung, Lehre und Erziehung im Mittelpunkt; allerdings soll die Erziehung stärker in den Vordergrund treten. Zu diesem Zwecke empfiehlt der Ausschuß eine Verstärkung des studium generale, das der Einheit der Bildung dienen soll. Daraus folgt ebenfalls die Einrichtung von geistes- und gesellschaftswissenschaftlichen Fakultäten an Technischen Hochschulen. – Eine praktische, berufsgebundene Tätigkeit vor oder während des Studiums wird für wünschenswert gehalten. Akademische Lernfreiheit des Studenten sieht der Ausschuß in engem Zusammenhang mit dauernder Beratung durch Hochschullehrer; die Freizügigkeit muß gefördert werden vor allem durch Ausschaltung von lokalen Unterschieden in Zulassungs- und Prüfungsbedingungen. Bemerkenswert ist der große Einfluß, der der Studentenschaft in der Selbstverwaltung und in der Mitgestaltung von Zulassungs- und Examensordnungen sowie der Studienpläne gewährt werden soll; auch bereits fertige Akademiker sollen dazu herangezogen werden. Darüberhinaus wird empfohlen, den Studenten nicht nur ein Studentenhaus, sondern auch Wohnheime in ausreichender Zahl bereitzustellen.

Hier soll der historische Rückblick enden. Dem interessierten Leser sei empfohlen, aus neuerer Zeit den Aufsatz des Bildungsspezialisten Georg Picht „Bildung im Widerstreit“ (1954) (in „Deutscher Geist zwischen gestern und morgen“), die Sammlung von Immatrikulationsreden des Frankfurter Jura-Professors Helmut Coing „Über die Ziele des Universitätsstudiums“ (1958) und die Rede von Prof. Ernst Anrich vor dem Bundestag der Deutschen Gildenschaft „Die Idee der deutschen Universität und die

Reform der deutschen Universitäten“ (1960) zu lesen (Prof. Anrich schlägt zum Beispiel die Neugründung von neunzehn, besser sogar von dreißig Universitäten vor!). Mit immer stärkerer Verwunderung wird man das Auseinanderklaffen von ach so schöner Theorie und ach so ganz anderer Wirklichkeit empfinden. Man wird immer mehr zu der Überzeugung kommen: Wir brauchen keine Hochschul„reform“, wir brauchen keine neue, „moderne“ Hochschule; wir brauchen uns nur auf das zu besinnen, was schon vielfach gedacht, veröffentlicht und für richtig befunden wurde. Das aber müssen die „Offiziellen“ (vom Kultusminister bis zum Professor) ernst nehmen und sich mit Ernst an die Verwirklichung machen. Baut uns die Universität, wie sie in den Büchern steht! Wir bauen gerne mit.

wenn's um Geld geht



7161



Die richtige Verbindung **71361**

Sparkasse Darmstadt

Geschäftsstellen in Stadt und Land

VORLESUNG IN DER KRISE

Von 100 Hörern verstehen 99 den Dozenten nicht, und der hundertste braucht ihn nicht.

(Rohde, zitiert nach Jaspers)

Deutschlands Professoren sind mit ihren Studenten unzufrieden. Sie studieren fast doppelt so lange wie ihre Lehrer „früher“, die Prüfungsergebnisse werden immer schlechter, obwohl „früher“ viel mehr verlangt wurde. Man beschränkt sich allerdings darauf, die Misere festzustellen und zu bedauern. Glauben die Professoren wirklich, die studiosi seien heute so viel dümmer als „früher“? Angesichts der massierten Kritik an den Studenten, die nicht nach den Ursachen fragt, erfaßt mich als Mitbetroffenen Unbehagen und Mißmut. Deshalb möchte ich heute einmal sagen, was mir am derzeitigen Hochschulbetrieb nicht gefällt und was ich für mitschuldig am Versagen der Studierenden halte. Meine Beobachtungen beziehen sich auf die Fakultät Mathematik/Physik der TH Darmstadt, lassen sich aber, wie ich in vielen Gesprächen feststellen konnte, auch auf die naturwissenschaftlichen Fakultäten der Universitäten und auf die technischen Disziplinen übertragen. Es soll ein Diskussionsbeitrag sein, weiter nichts.

Die Vorlesung als Form der Wissensvermittlung befindet sich in einer Krise. Respektlose Studentenredakteure haben begonnen, Vorlesungen zu beurteilen und zu kritisieren, in Kanada versucht eine Studentengruppe sogar, probeweise ihr Studium ganz ohne Vorlesungen zu bestreiten. Kein Wunder, muß man sagen, wenn man sich manche „Vorlesungen“ anhört. Da kommt es vor, daß Professoren ein eigenes oder das Buch eines Kollegen ein Semester lang einfach vorlesen. Folge: Die Hörer kaufen sich das Buch, sitzen in ihren Bänken und lesen mit. Fürwahr, das ist echtes Studium. Noch ein Wort zu den Büchern: Es wird oft darauf hingewiesen, zusätzliches Bücherstudium sei unerlässlich. Wie soll man aber Literaturstudium betreiben, wenn entweder gar keine Literatur angegeben wird oder nur die, die der Professor nicht benutzt (wegen der Übungen!). Außerdem sind die wirklich guten Bücher in den Bibliotheken sowieso immer von den betreffenden Dozenten selbst ausgeliehen. Wie heißt es so schön: Ein Buch kann eine Vorlesung nicht ersetzen... nein, aber mit zwei oder drei geht es schon.

Was soll ein Student in einer Vorlesung lernen, wenn der Professor einfach stoffliches Wissen vorträgt und dem staunenden Zuhörer nur mehr oder minder unerwartete Ergebnisse präsentiert (Methode: Vogel frißt oder stirbt)? Der Dozent wird zum Zauberkünstler, der dauernd Kaninchen aus seinem Zylinder zieht und nach jedem Kunststück auf Applaus wartet. Manche Professoren nötigen ihre Hörer zu fragen; wenn dann niemand etwas sagt, ist der Dozent in bedauerlicher Naivität zufrieden und fährt fort. Um eine Frage zu stellen, muß man doch schon etwas verstanden haben; fragen die Studenten nicht, so ist das der beste Beweis dafür, daß sie die Vorlesung nicht verstehen. Es gibt da die paradoxe Situation, daß Studenten sich anhand von Literatur schon vor der Vorlesung Fragen zum Stoff ausdenken, um beim Professor nur ja nicht den Eindruck aufkommen zu lassen,

seine Hörer hätten alles kapiert oder aber seien uninteressiert.

Ein anderes wesentliches Problem ist die Stofffülle. In der Physik (in anderen Fächern ist es ähnlich) verdoppelt sich der Stoff innerhalb von zwanzig Jahren. Es wird dem Studenten also jedes Semester ein Häppchen mehr vorgesetzt als im vorigen, die Lehrmethode bleibt die gleiche, aber der Studierende soll letztlich das Doppelte in der halben Zeit verkraften. Da in den Vorlesungen fast nur Stoff und sehr wenig wissenschaftliche Methodik gelehrt wird (entweder man kann's oder man kann's nicht), ist der Dozent angesichts der Stoffmenge gezwungen, eine Auswahl zu treffen. Das führt dann dazu, daß man bei Prof. X keine Prüfung machen kann, wenn man nur Prof. Y gehört hat. Das führt auch dazu, daß man von eminent wichtigen Dingen nie etwas gehört hat, weil das halt beim Aussortieren des Stoffes unter den Tisch gefallen ist. Die Lösung kann nur heißen: Lehrt die ganze Methodik, die den Studenten befähigt, den ganzen Stoff zu bewältigen, wenn er ihn braucht. Die Zeit des Mathematikprofessors ist zu kostbar, um in der Grundvorlesung für Kalkül verschwendet zu werden. Wozu gibt es den Programmieren Unterricht (in den USA gibt es ihn!), mit dem man Fourierzerlegung, Differentialgleichungen und Matrizenrechnung lernen könnte? Die Vorlesungen müssen von allem überflüssigen Ballast befreit werden, der Dozent muß den Studenten an wenigen, exemplarischen Fällen zeigen, „wie man so etwas macht“, wie man ein Problem knackt. Können muß vor Wissen gehen! Warum dehnt der Dozent nicht das, was er in den ersten drei oder vier Wochen vorträgt, auf das ganze Semester aus? Man hätte dann wenigstens Verständnis für die Problematik des Themas und wüßte nachher mehr als nur ein paar Namen und Formeln. – Auch viele Übungen haben ihren Sinn verloren. In ihnen wird der Stoff nachgeholt, der aus Zeitmangel in der Vorlesung nicht gebracht werden konnte. Das Einüben wissenschaftlicher Arbeitsweise kommt meist zu kurz. Es wird – ganz allgemein – zu viel gelernt und zu wenig geforscht.

Einen positiven Eindruck haben dagegen Praktika bei mir hinterlassen. Man wird gezwungen, ein Thema anzupacken, es zu verstehen und zu bewältigen. Die Schwierigkeiten mit der Theorie, der Kampf mit Versuchsaufbau und Geräten und die Diskussion mit den Assistenten geben oft genug das Gefühl: Das habe ich zwar noch nicht verstanden, aber es lohnt sich dahinterzukommen, und ich weiß, daß ich es schaffe, wenn ich mich anstrengte. Die Freude am Entdecken, die Genugtuung, ein – wenn auch kleines – Problem selbständig durchdrungen zu haben, die leise Ahnung von Wissenschaft, das alles trägt mehr zum Fortschritt meines Studiums bei als Vorlesungen, bei denen nach kurzer Zeit doch nur Unverstandenes auf Unverstandenenem aufgehäuft wird.

Der ineffektive Vorlesungsbetrieb erinnert mich in fataler Weise an die Schule. Dieser Eindruck verstärkt sich durch einen Blick auf die Studienpläne, die für individuelle Neigungen kaum Platz lassen, von studium generale ganz zu schweigen. Alle Hochschulreform muß scheitern, wenn sie in Richtung der Verschulung weitergeht (wie es Kultusminister Schütte befürwortete); sie führt dann zu unselbständigen Spezialschülern statt zu freien Studenten, zu Fachidioten statt zu Akademikern.

Opas Universität ist tot. Es ist schade darum.

Wolfgang Mengel

UNSER GESPRÄCH MIT PROFESSOR DR. ING. KARL KLOTTER

Direktor des Lehrstuhls II für Mechanik



dds: Herr Prof. Klotter, Sie vertreten ein Fach, das zu den gefürchteten an der Hochschule zählt. Von den Studenten der Anfangssemester muß – außer Architekten und Chemikern – jeder Mechanik hören. Wieviele Studenten hat Ihr Institut insgesamt zu bewältigen?

K.: Die jeweiligen Jahrgänge umfassen etwas über 500 Studenten, die Mechanik hören müssen. Ursprünglich hatten wir die Mechanik in einem Kurs für sämtliche Konsumenten gelesen. Inzwischen wurde aufgeteilt. Die Physiker bekommen ihre Mechanik gesondert (das sind etwa 70 pro Jahr), die Elektrotechniker ebenfalls (220), die übrigen Ingenieure zusammen etwa 250.

dds: Wie werden Sie mit diesen Mengen fertig?

K.: Wir haben jetzt 4 Lehrstühle für Mechanik ...

dds: ... innerhalb des Instituts ...

K.: ... ja, die zu einem Institut zusammengefaßt worden sind und die sich alle an den Grundvorlesungen beteiligen. Die Kurse für die verschiedenen Fakultäten werden abwechselnd von dem einen oder anderen Kollegen gelesen. Wir bemühen uns abzuwechseln, um nicht zu sehr in feste Bahnen einzufahren.

dds: Sie selbst betreuen zur Zeit die Elektrotechniker. Warum müssen auch Elektrotechniker Mechanik hören?

K.: Dazu ist zu sagen, daß Mechanik eine Doppelrolle spielt: Zum ersten braucht auch der Elektrotechniker für viele Ingenieurzwecke die Kenntnisse der Mechanik: der Starkstromingenieur hat mit Maschinen zu tun, fast wie der Maschineningenieur; in den elektromechanischen Konstruktionen spielt – wie der Name sagt – die Mechanik eine entscheidende Rolle; im übrigen gibt es weitgehende Entsprechungen zwischen den dynamischen Erscheinungen in mechanischen Gebilden und in Stromkreisen, ausgedrückt in der sogenannten elektro-mechanischen Analogie, und schließlich unterliegen ja z.B. auch die Bewegungen der Elektronen in den Kraftfeldern den Gesetzen der Dynamik. — Zum zweiten: Die Mechanik ist neben der Thermodynamik und der Elektrodynamik eines der Grundlagenfächer, in denen man jene bestimmte Denkweise lernt, die dem Ingenieur eigentümlich ist und die in diesen drei Disziplinen ganz ähnlich gehandhabt wird. Nämlich: das Fassen einer Problemsituation in Gleichungen, das Rechnen mit den Gleichungen, die physikalische Interpretation des Resultats. Dazu, diese Denkweise zu erlernen, eignet sich die Mechanik ganz vorzüglich. Die Mechanik ist sozusagen die Grammatik der Physik. Und genau so unbeliebt wie die sprachliche Grammatik auf der Schule ist als „physikalische Grammatik“ die Mechanik auf der Hochschule. Im übrigen muß man zugeben, daß die Mechanik schwer ist oder wenigstens schwer fällt; den meisten sogar schwerer als z. B. die Mathematik. Ich weiß das. Auch in meinem eigenen Vorex-

menzeugnis war die Note in Mechanik die schwächste.

dds: Viele Studenten sagen, das eigentliche Studium beginne nach absolviertem Übel des Vordiploms.

K.: Eine unerhört gefährliche Auffassung. Die Teile, die vor dem Vorexamen gelehrt werden, sind wirklich die Grundlagen des Studiums. Ich weise oft auf eine Erscheinung hin, von der der Stand der Ingenieure mehr geplagt ist als jeder andere akademische Stand: ein nennenswerter Teil der Ingenieure gehört nach dem vierzigsten Lebensjahr zum alten Eisen. Das macht sich z. B. dann bemerkbar, wenn einer durch irgendwelche Umstände aus seiner Bahn geworfen wird, wenn er einmal von seinem Sondergebiet weg muß. Oft findet er dann den Anschluß an die technische Entwicklung nicht mehr. Und warum? Weil er seine Ausbildung nicht auf einer genügend breiten Grundlage gebaut hatte. Die Fächer vor dem Vorexamen geben die breite Grundlage, die nach dem Vorexamen sind dann zwar zeitnäher aber auch viel stärker zeitgebunden.

dds: Welche Erfahrungen machen Sie mit Ihren Studenten?

K.: Zuerst die Schwierigkeit, mit den Studenten in Kontakt zu kommen. Bei so vollen Hörsälen ist ein unmittelbarer Kontakt zwischen Professor und Student unmöglich. In den Übungen (abgehalten von den Assistenten) für jeweils etwa 80 Studenten ist schon mal Gelegenheit, die eine oder andere Frage zu beantworten, allerdings reicht das nicht aus. Ich meine, jeder Student hat ein Anrecht darauf, seine Fragen beantwortet zu bekommen; zu diesem Zweck halte ich die Sprechstunden (die von den „Hilfsassistenten“ abgehalten werden) für einen wesentlichen Teil unseres Unterrichts. Ich lege großen Wert darauf, daß an jedem Wochentag Sprechstunde ist. Von dieser Einrichtung wird nicht in dem Maße Gebrauch gemacht, wie ich es wünschen würde. Ich bin mir über die Gründe nicht recht klar. Ich möchte auch hier den Appell wiederholen, diese Einrichtungen mehr und besser zu nutzen. Der „Dienstweg“ nach oben steht daneben natürlich auch offen. Die Erfahrung zeigt allerdings, daß die allermeisten Fragen sofort erledigt werden können.

Betrüblich ist, daß ich vor allem die guten Studenten nicht kenne. Die erste Gelegenheit, bei der man darauf aufmerksam wird, daß irgendwo ein guter Mann ist, ergibt das Vorexamen. Er braucht ja vorher den Assistenten nicht, und den Professor (außerhalb der Vorlesung) erst recht nicht. Wenn ich etwa jemanden für die Studienstiftung des Deutschen Volkes vorschlagen soll, so bin ich außerstande das zu tun, bevor der Mann im Vorexamen aufgefallen ist. Danach wird das natürlich anders.

dds: Wieviele Studenten scheitern am Fach Mechanik?

K.: Von 500 Prüflingen im Jahr letzten Endes 15, das sind

3%. Im ersten Durchgang sind das noch ca. ein Drittel, die es dann in der Nachprüfung schaffen, bis auf jene 3%.

dds: Ist die Nachprüfung leichter?

K.: Der zweite Durchgang fällt besser aus, weil im ersten einige sich gezielt durchfallen lassen, weil man sich auch mehr anstrengt, und weil sich ja auch einige gar nicht mehr zur Nachprüfung melden. Zwischen Studienanfängern und Abschließern eines Faches besteht ein Schwund von 30%, die sich zum größten Teil gar nicht zur Vorprüfung anmelden oder während ihr aufstecken.

dds: Wie fördern Sie die „guten“ Studenten?

K.: Die eigentliche Wirkung eines Professors beschränkt sich im deutschen System auf die näheren Mitarbeiter, die Assistenten und Hilfsassistenten, die man ja auch bei ihrer Dissertation oder Diplomarbeit betreut. Da ist eine echte Zusammenarbeit und eine echte Einwirkung auf die jungen Leute möglich.

Unter den wissenschaftlich führenden Ingenieuren werden Sie wahrscheinlich keinen finden, der nicht Assistent war, der also nicht durch dieses „Aufbaustudium“ hindurchgegangen ist, wie man es jetzt nennt. Wir haben das Aufbaustudium, das jetzt vom Wissenschaftsrat propagiert und in Aussicht gestellt wird, an technischen Hochschulen in einem gewissen Maß schon verwirklicht, und zwar auf dem Weg über die beiden Sparten von Assistenten, die mit uns arbeiten.

Dr.-Ing. Karl Klotter

o. Professor

geb. 28. Dezember 1901 in Karlsruhe

1920—1925 Studium TH Karlsruhe und TH Berlin

1925—1928 Industrietätigkeit in England und Deutschland

1928—1935 Assistent TH Karlsruhe

1929 Promotion TH Karlsruhe

1931 Habilitation TH Karlsruhe

1931—1937 Privatdozent TH Karlsruhe

1938—1939 Deutsche Versuchsanstalt für Luftfahrt Berlin

1940—1945 ao. Professor TH Berlin

1946 o. Professor TH Berlin

1946—1949 o. Professor TH Karlsruhe

1949—1959 Professor an der Stanford University, Calif., USA

seit 1959 o. Professor für Mechanik an der TH Darmstadt

dds: Diese Auslese ist aber zu schmal.

K.: Ja.

dds: Sind Ihrer Erfahrung nach die Studenten von der Notwendigkeit des Grundlagenlernens überzeugt?

K.: Es gibt erstaunlich viele Studenten, die auf eine Hochschule kommen, ohne eine genaue Vorstellung erstmal von der Tätigkeit eines Ingenieurs überhaupt zu haben, und eine viel geringere davon, was notwendig ist, um den Ausbildungsgang eines Ingenieurs zu durchlaufen. Ein junger Maschinenbauer — 6 Wochen an der TH — kam zu mir und klagte bitter darüber, daß er noch keine Gelegenheit gehabt habe, an einem „Abnahmeversuch einer großen Gasmaschine oder Turbine“ teilzunehmen! Ich mußte ihm sagen, daß er sich noch weitere 3 Semester gedulden müsse; im 4. Semester werde er wenigstens ins Maschinenbau-Grundpraktikum kommen, wenn auch nicht zu Abnahmeversuchen.

dds: Das beruht auf mangelnder Unterrichtung auf dem Gymnasium?

K.: Jawohl. Bei gelegentlichen Vorträgen, die die Arbeitsämter veranstalten, beziehen sich die Fragen sehr oft auf Berufschancen und Verdienstmöglichkeiten, und nicht darauf, wie man dahin gelangt. Es gibt viel zu wenig „Aufklärung“ in diesem Sinne, und das führt zu einer nennenswerten Zahl von unzufriedenen Studierenden. Wenn einer mal ein paar Semester investiert hat, dann erfordert es schon Mut zuzusagen: ich bin auf dem falschen Weg. Viele gehen den ersten Weg dann weiter mit wenig Freude, wenig Begeisterung und auch wenig Erfolg.

dds: Durch Fakultätswechsel lassen sich hohe Semesterzahlen erklären...

K.: ... was wenigstens ein erfreulicher Aspekt der hohen Semesterzahlen ist. Trauriger sind die Fälle, wo mit schlechtem Wirkungsgrad und mit wenig Freude ein Beruf ein Leben lang ausgeübt wird.

dds: Es ist aber von Vorteil, wenn es beim Studieren Enttäuschung und Ärger gibt und, mangels einer festen Führung wie auf der HTL, Entscheidungen verlangt werden; hier erzielt der junge Mann Sicherheit und Entschlußkraft, die unabhängig vom Studium später von Vorteil sein können.

K.: Das wirft ein versöhnliches Licht auf den Mißstand, daß viele Studenten zur Hochschule kommen, wenn auch ihre Begabung sie eigentlich auf eine HTL verweisen würde. Daß man sich an einer Hochschule durchbeißen muß, und daß von da her eine Persönlichkeitsbildung resultiert, die den Hochschulabsolventen von anderen unterscheidet, obwohl seine Fachkenntnisse oft gar nicht so sehr unterschiedlich sind. Ein versöhnlicher Aspekt eines sonst bedenklichen Zustandes...

dds: Es ist auffällig, daß oft Physiker Dinge bearbeiten, die eigentlich von Ingenieuren getan werden sollen. Es gibt auch sicher viele Diplomingenieure, die unter dem Wert ihrer Ausbildung arbeiten.

K.: Das unterstreicht wieder die Wichtigkeit der Grundlagenausbildung. Physikstudenten lernen ja sozusagen Grundlagen bis zum Hauptdiplom. Ich weiß, daß vor allem die fortschrittlichen Industrien geneigt sind, Absolventen der allgemeinen Fakultäten einzustellen, selbst für Aufgaben, die traditionellerweise „Ingenieuraufgaben“ sind. Wir in Darmstadt versuchen, eine Art Verbindung oder Mischung der Ausbildungswege herzustellen, indem wir in der Fakultät für Mathematik und Physik auch einen Ausbildungsgang haben, der zum Diplomingenieur führt. Ich halte das für eine zukunftsfruchtige Art der Ausbildung.

dds: Herr Professor, Sie waren lange Zeit in den Ver-



Gratisprob'chen durch EXCLUSIV-Tobacco
83 Landshut, Postfach 568

einigten Staaten. Finden Sie einen Ansatzpunkt für Kritik, wenn Sie das amerikanische Ausbildungssystem mit dem unseren vergleichen?

K.: Das ist ein vielschichtiges Problem. — Die ganzen Organisationsformen der Hochschulen selber, die Art der Ausbildungswege sind so verschieden, daß man nicht mit wenigen Worten die Vorteile des einen und die Nachteile des anderen Systems gegenüberstellen kann. Als ich mich vor 7 Jahren entschloß, aus den Vereinigten Staaten zurückzukehren und wieder eine deutsche Professur anzunehmen, habe ich das allerdings getan in der Hoffnung, mitzuhelfen bei der Änderung von manchem, was mir hier verbesserungsbedürftig erschien. Ich bin beinahe mit einer Art missionarischem Eifer an diese Aufgabe herangegangen, aber ich habe dabei erkennen müssen, wie stark die Traditionen im deutschen Hochschulwesen sind, wie schwer es ist, auch jene Dinge zu ändern, die sich überlebt haben oder die gar zu Hemmnissen geworden sind.

dds: Eine andere Frage: Sind Sie als Institutsdirektor mit mit Verwaltungsarbeit sehr belastet?

K.: Wir versuchen, aus der Situation das Beste zu machen, etwa dadurch, daß eine Reihe von Lehrstühlen zu Instituten zusammengefaßt werden — bisher war es beinahe selbstverständlich, daß jeder Lehrstuhl sein eigenes Institut hatte. Vor wenigen Jahren wurden die vier Mechanik-Lehrstühle in einem Institut für Mechanik (mit z. B. nur einer Werkstatt) zusammengefaßt und in jüngster Zeit die sechs Lehrstühle für Mathematik in einem einzigen mathematischen Institut. Natürlich könnte man viel Verwaltungsarbeit, die im deutschen System an Lehrstühlen und Instituten getan werden muß, an die Hochschulverwaltung deligieren. Manche Kollegen sind starke Vorkämpfer für eine solche Entwicklung. Man muß sich allerdings dann klar sein, daß dies die Selbstverwaltung der Hochschulen, die ja doch auf der Autonomie der Fakultäten beruht, stark beschneiden, möglicherweise sogar umbauen oder abschaffen würde. Die Frage, wieviel Verwaltungsarbeit man leisten will, hängt eng mit der Frage zusammen, wie stark man an der Autonomie der Fakultäten und der Hochschule überhaupt festhalten will.

dds: Die Frage der Studiendauer...

K.: ... ja, die ist in den letzten Jahren zu einem Politikum geworden, indem Minister und Bundestagsabgeordnete heftige Attacken geritten haben, vor allen Dingen gegen die Hochschulen. Es sei auch zugegeben, daß manches im Argen lag. Wir dürfen in Darmstadt für uns in Anspruch nehmen, daß wir nicht erst des Hinweises von Ministern und Abgeordneten bedurften, das zu erkennen. Wir versuchten vorher schon, unser Haus besser in Ordnung zu bringen, und einiges ist auf dem Wege geschehen; wir hoffen, daß durch die Maßnahmen die Studiendauer, wenn auch nicht wieder auf die nominellen acht Semester, so doch wenigstens auf zehn Semester zurückgeführt wird. Vor allem in der Öffentlichkeit ist die Ursache der langen Studiendauer in Mißständen gesehen worden, für die die Hochschulen und die Fakultäten verantwortlich sind. Ich bin der Meinung, daß davon vieles richtig ist. Ich bin aber ebenso der Meinung, daß es Gründe anderer Art gibt, von denen man nicht gerne redet, die fast eine Art von Tabu darstellen. Ich meine vor allem die gründlich

veränderte Einstellung der jungen Generation zu den Lebensjahren zwischen 20 und 30. Ich habe mehr als einen Studenten getroffen, der auf die Frage, warum er sein Studium so ungebührlich lang hinausziehe, unbefangen antwortete: „Warum soll ich mich beeilen? Es wird mir niemals mehr im Leben so gut gehen wie jetzt. Ich sehe gar keinen Grund, warum ich mich so beeilen soll.“ Das ist nicht nur die Meinung vieler, die es sich von Hause aus leisten können. Auch die, die es sich eigentlich nicht leisten können, verhalten sich ähnlich.

dds: 25% der hessischen Studenten sind laut VDS-Umfrage auf Einnahmen durch Werkarbeit angewiesen, wohingegen 31% in irgendeinem Umfang Werkarbeit geleistet haben.

K.: Ja, oft muß Studienzeit zum Geldverdienen benutzt werden ... darüber hinaus wird aber auch Zeit aufgewandt, um sich z. B. ein Auto zu beschaffen, und wenn man eins hat, dann braucht man wiederum Zeit, um das Auto zu benutzen, um (ich übertreibe nur ganz wenig) damit nach Spanien oder nach Persien zu fahren. Nichts gegen die Erweiterung des Gesichtskreises und der Bildung; man soll sich nur darüber klar sein, daß, wenn man Zeit in dieser Weise verwendet, und wenn dann diese Zeit als verlängerte Studienzeit erscheint, man nicht der Hochschule dafür Vorwürfe machen kann, wie viele politisch argumentierende Artikel und Reden es tun. Ein weiteres Tabu ist das des Wehrdienstes. Es gibt Studenten, die sagen, sie müßten mindestens 25 Jahre alt werden, bevor sie die Hochschule verlassen, um dem Kasernenhof zu entgehen.

dds: Inzwischen 27 Jahre ...

K.: ... woraus mancher Student schließt, er müsse 27 Jahre alt werden, bevor er aufhört zu studieren. Ich kenne das Ausmaß nicht, in dem diese Gründe zur überlangen Studiendauer beitragen. Daß sie nicht ohne Einfluß sind, ist ganz gewiß. Aber von diesen Dingen spricht keiner gerne. Es ist so bequem, den Tadel einfach auf die Schwelle der Hochschule zu legen.

dds: Herr Professor, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

BEKLEIDUNG VERSCHENKEN AN STUDENTEN

können wir nicht. Doch bieten wir Ihnen beim Vorzeigen Ihres Ausweises nochmals Sonderpreise. Leisten Sie sich immer das Beste und Teuerste (im Endeffekt ist es am billigsten!) Es kosten z.B. (je weils die beste Ware): Anzug 187,60; Wintermantel (leicht) 120,70 (schwer) 149,-; Anorak 39,50; Kniebund-, Ski-, Keil-, Normalhose 47,- usw. Für Sie gelten aber Sonderpreise! Ferner: Berufsmittel; Nylon-, Trevira-, Popeline-Mäntel; Pullover u. Westen aller Art; Sakkos; Blazer usw. Ansehen kostet nichts!

FABRIKLAGER SCHNITTPAHN, Landwehrstr. 24 1/2

mo-fr 13-18.30, sa 8-14 bzw. 18 Uhr
(am Grünen Haus, Nähe Stadthalle)

GEH' NICHT ZUM PROFESSOR

Prolog:

Ach, was muß man oft vom bösen Professor hören oder lesen!

Ich sage Dir: Geh nicht zum Professor, wenn Du etwas nicht verstanden hast! Geh nicht, es ist heute nicht die Zeit mehr, zum Professor zu gehen. Geh nicht, denn er wird Dir sein Kolleg unter die Nase halten, er wird Dir sagen, daß Du alles verstanden haben müßtest, daß es nur an Dir liegt, wenn Du etwas nicht verstanden hast, denn er hat ja in schlaflosen Nächten dieses schöne Kolleg gemacht, aus dem doch hervorgeht, daß Du alles verstehen mußt.

Ich sage Dir, geh auch dann nicht zum Professor, wenn Du das Kolleg verstanden hast, wenn sich etwa ein Problem ergeben hat, das – so denkst Du – mit Hilfe des Kollegs nicht zu lösen ist. Geh auch dann nicht, denn er wird Dir sein Manuskript unter die Nase halten und Dir sagen, daß Du, hättest Du das Kolleg verstanden, auch dieses Problem mit Leichtigkeit hättest lösen können. Er wird Dir, während er

hoffnungsvoll die Blätter wendet, sagen, es handle sich hier um einen Sonderfall, der – mit Hilfe des Kollegs natürlich – durch einfaches Einsetzen in eine Formel – jetzt sagt er schon „erschlagen“ hätte werden können. Und nun, sage ich Dir, frage nicht: Mit welchem Prügel? – greife auch nicht danach, sondern mache ein reumütiges Gesicht und sieh das ein, auch wenn es nicht im Kolleg steht. Sei nicht vorlaut zum Professor, denn er ist Dein Lehrer – und Dein Prüfer. Sage nun, das Problem sei von Dir wohl falsch gestellt – der Professor ist bei der letzten Seite seines Manuskriptes angelangt – es sei wohl auch sehr ‚akademisch‘, das Problem, welche Bezeichnung Dir zu genügen hat und dem Professor genügt. Und dann danke ihm, daß Du, wenn auch nur kurz, in seinem Glanze erblinden durftest.

Glaube mir, Du wirst gereinigt vom Feuer des Wissens zurückkehren und nie wieder begehren, mehr zu wissen, als im Kolleg steht. Und das ist gut so, denn was täte der arme Professor,

wenn in jede Sprechstunde jemand käme. Wo kämen wir alle hin, wenn akademische Probleme zum täglich Brot des Studenten würden – akademische Probleme sind das Dessert des Professors.

Es gibt Versucher, auch in Gestalt des Professors, die sagen: Komm in meine Sprechstunde. Es gibt solche, die sagen: Ich kann nicht wissen, was Du nicht verstehst, wenn Du es mir nicht sagst. Und dann gibt es solche, die flüstern: Ich will auch mein Kolleg danach umändern. Manche gehen soweit, ihren Assistenten ganz im Geheimen zu sagen: Sie haben zu versuchen, aus den Studenten herauszubekommen, was diese in Vorlesung und Übung zu kritisieren haben. Gottlob, es gibt nicht viele davon. Man hofft, sie sterben aus. Sie sind nicht nur wert, Professor genannt zu werden, sie sind Lehrer.

Epilog:

Ach, was muß man oft von bösen Studenten hören oder lesen!

Persi Flage

DER ELEFANT UND DER DIPLOMINGENIEUR

Was bisher geschah: Ein Elefant will nicht mehr lachen – sein Maharadscha setzt hohe Belohnung aus; ohne Erfolg – Darmstädter Diplomingenieur meldet sich – er wird in den Stall des Elefanten geführt.

Unser Mann aus Darmstadt sprach: „Das haben wir gleich!“ und bat um eine Leiter, die ihm alsbald gebracht wurde. Sodann lehnte er die Leiter an den Trauerkloß, kletterte hinauf, schlug das große Ohr zur Seite und flüsterte psch psch psch etwas hinein. Und tatsächlich, der Elefant zuckte ein bißchen mit dem Maul. Der Maharadscha konnt's garnicht glauben und versprach dem Diplomingenieur den dritten Teil seines Vermögens, wenn es ihm gelänge, seinen Liebling zum Lachen zu bewegen. Jener stieg abermals die Lei-

ter hinauf, schlug das Ohrwachel zur Seite und flüsterte wiederum etwas hinein, und der Elefant hob den Rüssel und machte mmh. Der braune Mann war so voller Freude, daß ihm sogar der Turban wackelte, und versprach dem Darmstädter die Hälfte seines Reichtums. Sogleich bestieg dieser zum drittenmal die Leiter, schlug das Ohr zur Seite und flüsterte wieder etwas hinein, und da purzelte er von der Leiter, weil der Elefant furchtbar zu lachen angefangen hatte. Sein ganzer Wanst rüttelte und schüttelte sich, und er hörte gar nicht mehr auf zu lachen. Der Maharadscha umarmte den Diplomingenieur, küßte ihn und ernannte ihn zu seinem Kanzler. Nach einer Weile aber sprach er: „Jetzt möchte ich wissen, wie er das gemacht hat!“ Da wurde unser braver Mann ganz verlegen und erwiderte: „Das darf ich nicht sagen.

Wenn das die anderen Leute erfahren, dann sind meine Kollegen und die Technische Hochschule Darmstadt, auf der ich studiert habe, mir für immer böse.“ Der Maharadscha versprach, das Geheimnis für sich zu behalten und niemandem weiterzuerzählen. Daraufhin sprach der Diplomingenieur: „Das erste Mal, als ich auf die Leiter stieg, flüsterte ich dem Elefanten ins Ohr, daß ich ein Diplomingenieur aus Darmstadt sei. Da mußte er ein bißchen grinsen. Danach teilte ich ihm mit, wieviel ich verdiene; da machte er schon mmh. Beim dritten Mal, wo er dann so furchtbar lachen mußte, fragte ich ihn, ob er nicht auch ein Diplomingenieur werden wolle.“

mgl

rechts: „alfabeete“ von Kurt Marti, schritte elf, im wolfgang fietkau verlag Berlin

A U F A B E E T *
 * S C H Ö N E R *
 * N E U E R *
 M Ä D C H E N N A M
 bund
 B A T T I S T C H E N
 cobre
 arui da
 E B B E t r a u t
 flairy
 gallertchen
 H e L o A
 J . O . J . O
 k r a u l e t r u d
 l i s p e l l o t t e
 mollita
 N O B S I
 oigle
 P A N N T A G G R U E L A
 quispe
 rademunde
 S A R T R I N E
 schamana
 T ü T T e L i n c h e n
 U L K E
 V e x i e
 W A L L H I L D E
 X Y L A N D R a
 yankiki
 zupfmilla

alfabeet mit ziemlich
 zartem schimpfkrant
 besät
 und jätend vor
 drallrem Unkraut
 regelmäßig
 zu schützen

alfabeet daria
 liebende sich eroti-
 sche adjektivblüen
 pflücken und
 mit ihnen auf alle
 weise heiter
 schmücken und
 erfreuen dürfen.

A f e r t i t a n
 B a u c h p l a f f
 C e r e b a c c i u s
 Dumpfkopf
 einfühlerch
 F i e l e f a n z e r
 G l a u b e n s g a n g s t e r
 h ü m p l e r
 (... und stämpler)

abendaugig

 beinheilig
 % % % % % % % % % % % % % % % %
 c l i p s o h r i g
 duftdienlich
 *
 elmslippig

 formfindig
 glühwillig
 h ü f t e r z l i c h

J U C K E L I N E
 k r i t t e l w i c h t
 L Y R I K L Ü M M E L
 M i ß g e s c h ö p f
 N a c h t r a b e

j u x z ü n g i g
 k a t z b ä l g l i c h

 l a c h r i l l e r n d
 m o n d b e r g i g
 n a c h t z i r p e n d
 o t t e r n s c h l a n k
 p r a c h t h a a r i g

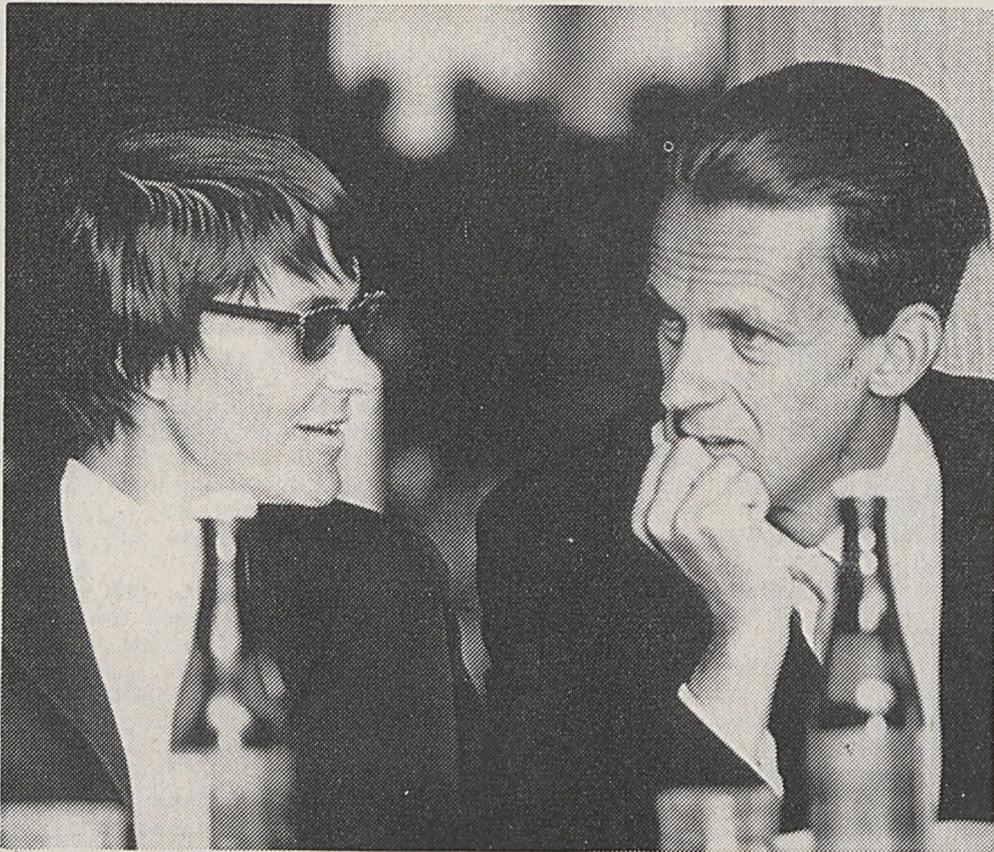
ö l s c h e i t e l
 P e r m a n a z i
 Q u a n t i t ä t e r
 R ä d e l s m a u l
 S ü n d e n m e l d e r
 T e u t o b o l d

q u i c k l a s t i g
 r a u b m u n d e n d
 x
 s t e r n a t m e n d
 ! ! ! ! ! ! ! ! ! !
 t i e f g r e l l
 D M
 u m w i m p e r n d

u n t r i e h l e r
 V E R D U M M B R I A N
 w i r b e l k r i p s
 x s i c h e i [= i k s
 y s i c h e i i (= ü p s i l o n
 z ä r t l i n g

v e r s c h l e m m e n d
 w o n n e w a r m
 x x x
 y y y
 z e h e n z ä r t l i c h

alfabeet schöner
 neuer mädchenamen
 mädchenübernamen
 übermädchenamen



Prof. Walter Jens und Frau Dr. Inge Jens

(Foto: pit ludwig)

Eberhard Pahlberg

LITERATUR UND TECHNIK

In seinem Vortrag zum 9. Darmstädter Gespräch sagte der Schriftsteller und Literaturkritiker Prof. Walter Jens: „Einhundert Jahre, nachdem der Siegeszug der exakten Wissenschaften begann, darf gesagt werden, daß Physik und Chemie, ja daß selbst die auf den Menschen bezogenen Disziplinen wie Soziologie oder Psychoanalyse, weder methodisch – Ausnahmen bestätigen die Regel – noch thematisch die Literatur entscheidend bereichert haben. Die These Huxleys, daß der Bereich der Dichtung durch die Evolution der Wissenschaften nicht wesentlich erweitert worden sei, und daß kein Mensch bei der Lektüre moderner Romane auf den Gedanken käme, die Verfasser seien Zeitgenossen Heisenbergs und Einsteins, diese These scheint mir nicht widerlegbar zu sein.“

Warum ist das eigentlich so?

Damals, vor einhundert Jahren, als der Siegeszug der Wissenschaften begann, war die Dichtung und die Literatur leidenschaftlich engagiert: Erwachen der Völker, soziale Probleme, Revolutionen – die Welt war in Bewegung geraten. Welche Glanzzeiten, da ein glühendes Dichterwort blutige Kämpfe entfachte. Später dann galt

es, den Zerfall einer alten Gesellschaft, den Zerfall überkommener Formen und Werte zu beobachten und zu beschreiben, ein Schauspiel, das eine seltsam morbide Faszination ausübte. Es ist nur zu verständlich, daß demgegenüber das Phänomen eines Vormarsches der Naturwissenschaften, obwohl sich die ersten gesellschaftlichen Auswirkungen abzuzeichnen begannen, für den Beobachter weit weniger beachtenswert war. Hinzu kam, daß die exakten Wissenschaften sich einer Sprache bedienten, die nicht „schön“ war, daß sie mit Denkmodellen operierten, die ob ihrer Exaktheit des Aufbaus, ihrer zwingenden Logik, dem schweifenden Geist zu viele Fesseln aufzuerlegen schienen und Unbehagen bereiteten. Menschen, die, statt in wohlgeformten Sätzen, in Formeln und Bildern dachten, konnte man nur verachten oder bedauern. Den Wissenschaftlern und Technikern wiederum fehlte es an Selbstbewußtsein und allgemeiner Anerkennung, so wurden sie zu Pendlern zwischen zwei Welten, die immer mehr zu divergieren begannen. Die wissenschaftlichen und technischen Erfolge führten in der Welt allmählich zu Veränderungen, wie sie auch das mäch-

tigste und leidenschaftlichste Dichterwort nicht zu vollbringen vermochte. Die Sprache und die Denkmodelle jener „zweiten Welt“ werden Schritt für Schritt „Wirklichkeit“. Der Dichter, dem jene Welt unbekannt war, und bis heute unbekannt ist, muß schließlich feststellen, daß die neue Wirklichkeit ihm fremd geworden ist. Er fühlt, daß er draußen steht, daß er wie Landvermesser K. um das Schloß kreist, ohne Einlaß zu finden. Seine Maßeinheiten erweisen sich als untauglich, seine Modelle als verzerrt. Der Sog einer Entwicklung, die einer beständigen Beschleunigung unterworfen ist, wird übermächtig spürbar, es gilt, sich zu erwehren, – wenn nur die Angst nicht wäre –. Er flieht schließlich in die Klausur des schönen Geistes und spielt voll nagender Unruhe das Glasperlen-spiel. Walter Jens hatte das so formuliert: „Sie ignorieren selbst das Sichtbare, wie die Arbeitswelt unserer Tage, die soziologischen Phänomene, die auf der Hand liegen, und bevorzugen statt dessen das scheinbar Zeitlos-Mythische, sie stellen Meditationen über Liebe und Tod an, sie beschränken sich auf die Darstellung von extremen Situationen. ... Und was die Natur angeht, so ist auch sie die gleiche geblieben: Der Mond ist der Matthias Claudius' und nicht der Astronautenmond und die Nachtigall flötet, statt nach Konrad Lorenz noch heute nach Shakespeare.“

So hatten die Wissenschaften der Literatur nach und nach die Themen aus der Hand genommen, um sie in wertfreien Räumen zu behandeln. Der Literatur und Dichtung verblieb dabei nur noch die Möglichkeit sekundären Illustrierens.

Unversehens wurde sie, die große Lehrerin der früheren Zeiten, zu einer Schülerin und nicht einmal zu einer guten. Der mächtige Strom einer sich wandelnden Welt hatte sie erfaßt und zu Treibholz gemacht. Auf der verzweifelten Suche nach Halt klammert sie sich an Symptome und wird mehr und mehr an den Rand gespült. Ohne sich dagegen zu wehren, ja eher aus programmatischer Begeisterung, wird sie zum Müllablageplatz und zur geistigen Klärgrube der Gesellschaft. Es ist traurig mitanzusehen, wie die Literatur, die zu allen Zeiten zu den treibenden Kräften zählte, aus dem Unbehagen an der Wirklichkeit heraus den Kräften des Bewahrens, den Kräften, die nicht mitgekommen sind und deshalb den „Wiederaufbau“ einer sogenannten heilen Welt predigen, Handlangerdienste zu leisten beginnt.

Man muß also fragen: Ist die Literatur noch das, was sie per definitionem eigentlich sein sollte: das reflektierende Bewußtsein ihrer eigenen Epoche? Wenn sie dies aber ist, so bleibt nichts anderes übrig, als die Einsicht, daß eine gefährliche Kluft zwischen Bewußtsein und Wirklichkeit sich aufzutun beginnt.

Was wird eigentlich wodurch bedingt: Ist die Literatur der Gegenwart, ein Abbild des geistigen Zustandes in unserer schönen neuen Welt, jener Retardierung des Bewußtseins gegenüber der Wirklichkeit, der „... Indigniertheit der Menschen, seinem Zurückbleiben hinter dem von ihm Geschaffenen, seiner Regression angesichts der Progression um ihn herum“ (Jens), oder ist, vielmehr umgekehrt, dieser Zustand eine Folge des literarischen Unvermögens, das Äußere ins Innere zu übersetzen? Wer wird diese Frage schon beantworten können? Töricht wäre auf alle Fälle eine Antwort, die der Literatur die alleinige Schuld zuspräche. Die Geschichte des abendländischen Geistes ist eine Geschichte des Suchens nach

edition suhrkamp

für 3 Mark

Oktober

- 181 *Herbert Marcuse, Barrington Moore, Robert Paul Wolff*: Kritik der reinen Toleranz. *Erstausgabe*. Aus dem Amerikanischen von Alfred Schmidt. Unbedingte Toleranz erweist sich als blind gegenüber den Bedingungen, unter denen Menschen in der modernen Gesellschaft leben.
- 182 *Hugo Huppert*: Erinnerungen an Majakowskij. *Erstausgabe*. Huppert war mit Majakowskij befreundet und hat die Entstehung eines Teils seines Werkes beobachtet. Wenn er von dem großen Autor spricht, so spricht er immer von seiner Bedeutung für die sowjetische Poesie.
- 183 *Konrad Wünsche*: Jerusalem Jerusalem. Im Dialog. Neues deutsches Theater. Nach dem Stoff von Tassos *Versepos* schrieb Wünsche ein philosophisch-theologisches *Spectaculum*, das Ideologien dialektisch gegeneinander ausspielt.
- 184 *Curtis Zahn*: Amerikanische Zeitgenossen. Kurze Geschichten. *Erstausgabe*. Aus dem Amerikanischen von Hans Wollschläger. Curtis Zahns böser Blick gilt der modernen Zivilisation, deren Wahn, Konflikte und Elend er penibel und sicher erfaßt.

November

- 185 *Robert Pinget*: Monsieur Mortin. *Erstausgabe*. Aus dem Französischen von Gerda und Helmut Scheffel. In einer Form, die dem forensischen Verfahren ähnelt, in Frage und Antwort, wird der Versuch unternommen, das Leben eines Schriftstellers zu rekonstruieren.
- 186 *Reinhard Baumgart*: Literatur für Zeitgenossen. Essays. *Erstausgabe*. Aus dem Inhalt: Unmenschlichkeit beschreiben. Kleinbürgertum und Industriegesellschaft in der Literatur. Plädoyer für eine linke Literatur. Kein Nutzen aus Beckett. Dichter und Henker. Thomas Mann von weitem, u. a.
- 187 *Barrington Moore*: Zur Geschichte der politischen Gewalt. *Erstausgabe*. Am Beispiel einzelner Systeme untersucht Moore die Ursprünge und die Geschichte der politischen Gewalt. Der Autor lehrt Politologie an der Harvard University. (Siehe auch Band 181)
- 188 *Marie Luise Kaschnitz*: Beschreibung eines Dorfes. suhrkamp text. *Erstausgabe*. Mit einem Nachwort von Walter Helmut Fritz, einer Biographie und einer Bibliographie. Am Beispiel eines deutschen Dorfes und seiner Einwohner beschreibt die Dichterin, was die Zeit über Dinge und Menschen vermag.

Suhrkamp Verlag

ewig gültigen Wahrheiten, des Suchens nach einem unverbrüchlichen Halt in einer der Evolution unterworfenen Welt, es ist der Ausdruck geheimer Sehnsucht des Menschen nach einer weitgehend stationären Welt, in der einmal errungene Erkenntnisse zu allen Zeiten Gültigkeit haben. An dieser Geisteshaltung hat sich bis heute wenig geändert und so trifft die plötzliche Beschleunigung des Evolutionsprozesses den Menschen gänzlich unvorbereitet. Diese Geisteshaltung ist die eigentliche Ursache dafür, daß der Forscher gezwungen ist, abwechselnd in jenen zwei Welt zu leben, ohne die Kraft zu besitzen, sie zu einer Einheit zu verschmelzen. Diese Geisteshaltung zwingt andere dazu, Schutzwälle der Konvention um sich herum zu errichten. Einer dieser Schutzwälle ist beispielsweise das, was in Deutschland als Bildung bezeichnet wird, ein durch Konvention geheiligter Wissenskanon, der dem Gebildeten zwar nicht so sehr eine Orientierungshilfe in der komplexen Wirklichkeit, als vielmehr der Maßstab ist, mit dem er seine Mitmenschen mißt, die Rechtfertigung für seinen Hochmut, die Droge schließlich, die ihm die Illusion gibt, in einer „heilen Welt“ der geistigen Werte zu leben. Aber diese „Bildung hat im Bewußtsein der Deutschen nicht viel mit Kenntnissen in den exakten Wissenschaften zu tun“ sagte einmal Bertrand Russel, und er gab jedem, der hierzulande als gebildet gelten möchte, den Rat: „Sie tun gut daran, damit zu kokettieren, daß Sie in Mathematik stets eine schlechte Note gehabt hätten und von Thermodynamik oder Chromosomen nichts verstünden. Das bringt ihnen in kultivierten deutschen Kreisen großes Ansehen ein.“

Wie kann man mit einer solchen Geisteshaltung in einer Welt leben, in der sich plötzlich die Frage des Hamlet nach dem Sein oder Nichtsein der ganzen Menschheit mit grausamer Unmittelbarkeit stellt? Wie kann man eine Welt noch verstehen, in der, durch die Fortschritte der Medizin ausgelöst, die Frage nach der menschlichen Identität als ethische Frage gestellt wird? Wo ist der Dichter, der diese Fragen als seine Aufgaben erkennt?

Walter Jens wagte, obwohl, wie er sagte, dies als unvornehm gelte, vorsichtig die Aufgaben der Literatur in der Zukunft zu formulieren: „Statt die Welt der Wissenschaften, zumal der reinen abstrakten, direkt anzugehen, sollte der Schriftsteller indirekt und plastisch die Auswirkungen beschreiben, die diese Welt — ihm noch unfaßbar, eine Summe von Möglichkeiten eher, denn eine Wirklichkeit — für das menschliche Bewußtsein hat. Das ist seine Frage — das ist sein Metier.“

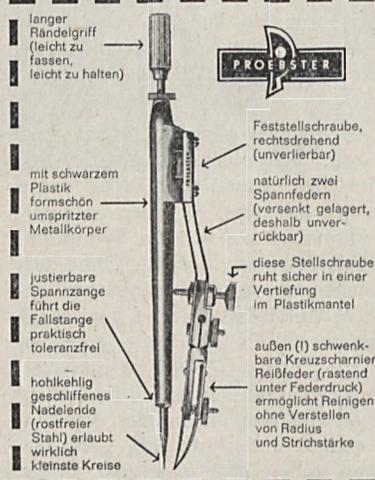
Lassen sich Aspekte der Automation im Privaten, in Alltagsreaktionen nachweisen? Gibt es also Möglichkeiten, um auf diesem Umweg das Bewußtsein als Spiegel benutzend, die Konturen dieses und der kommenden Jahrzehnte zu skizzieren? Wie, so fragt die Literatur, denkt der Mann, der in wertfreien Räumen operiert, und die Frage nach dem Zweck, Ziel und Sinn im Bereich seiner Forschung als läppisch abtut, sie jedoch im privaten Bereich als zentrale Frage behandeln muß.

Kein Zweifel, daß die schöne Literatur in Verfolgung dieser Ziele nicht mehr schöne Literatur, sondern engagierte Poesie sein wird, sich nun die Elemente von Science-Fiction, von Pop, von Comic, von Zeitungsbe-

richten, Formen also, entschlossener als bisher aufgreifen wird, die heute noch Trivialformen sind.“

Jens forderte eine Dichtung, die den, „auf Provokation dieser Zeit reagierenden, ‚Wozu‘ und ‚Warum‘ fragenden Menschen darstellt und damit auch die Welt, in der wir leben, rational spiegelt, eine Welt, die gleichnishaft erhellt durch die Poesie sich damit auch verändern würde, und dies gewiß nicht zum Schlechteren“.

Um dies zu vollbringen, müßte der Dichter den Menschen unserer Zeit erst kennenlernen, er muß mit seiner Denkungsart vertraut werden, in die Welt seiner Begriffe und Vorstellungen eindringen. Er muß zum Dialog mit ihm bereit sein, nicht zum „Dialog“ vom Rednerpult aus und gewiß nicht zu einem „Gespräch“, wie es das letzte „Darmstädter Gespräch“ — eine Aneinanderreihung von Monologen — war. Wird er dazu bereit sein? Bislang war er es jedenfalls nicht. Selbst die physische Nähe von Literatur und Technik, wie sie in Darmstadt in idealer



langer Rändelgriff (leicht zu fassen, leicht zu halten)

mit schwarzem Plastik formschön umspritzter Metallkörper

justierbare Spannzange führt die Fallstange praktisch toleranzfrei

hohlkehlig geschliffenes Nadelende (rostfreier Stahl) erlaubt wirklich kleinste Kreise

Feststellschraube, rechtsdrehend (unverlierbar)

natürlich zwei Spannfedern (versenkt gelagert, deshalb unverrückbar)

diese Stellschraube ruht sicher in einer Vertiefung im Plastikmantel

außen (!) schwenkbare Kreuzscharnier- Reißfeder (rastend unter Federdruck) ermöglicht Reinigen ohne Verstellen von Radius und Strichstärke

Fallnullenzirkel

ARCHIMED

Das Präzisionsinstrument, auf das Sie schon lange gewartet haben.

Lassen Sie es sich bitte von Ihrem Fachhändler vorführen.

Eine Entwicklung der Reißzeugfabrik

C. PROEBSTER JR. Nachf.

8500 Nürnberg

Weise gegeben ist, hat nicht zu einem solchen permanenten Gespräch, geschweige denn zu einer gegenseitigen Befruchtung geführt. Braucht man dazu Institutionen, wie sie Robert Jungk gefordert hatte? Wird man zum Gespräch bereit sein, wenn die Kulturpolitiker entsprechende Mittel dafür im Etat eingeplant haben werden? Vielleicht. Bislang aber ziehen es die Dichter vor, noch unter sich zu bleiben. Dazu noch einmal Walter Jens: „Wenn ich die Tagung der Gruppe 47 in Princeton, die gewiß eine ganz besonders schlechte, jämmerliche Tagung war, mit diesem (Darmstädter - Anm. d. Red.) Gespräch vergleiche, dann muß ich doch sagen, und zwar mit großem Ernst und mit großer Betroffenheit, daß ich mir vorkomme, als sei ich von der Steinzeit ins Atomzeitalter versetzt worden.“

LESERBRIEFE

... in Ihrem Artikel „Hochschulwoche: Ein Festredner...“ erwähnen Sie, „Assistenten des Lehrstuhls Kogon hatten keine Einwände“ gegen die Einladung von Herrn Martini als Festredner der Hochschulwoche. Für den politischen Stil unserer Hochschule scheint es uns wichtig, einem Mißverständnis vorzubeugen, das aus solcher Formulierung unserer Stellungnahme entstehen könnte. Wir haben auf die telefonische Anfrage des Herrn Ehardt, ob unser Lehrstuhl gegen das Auftreten Herrn Martinis Bedenken habe, weder positiv noch negativ geantwortet und auch später ausdrücklich betont, daß wir es ablehnen, irgendeine Art Zensur auszuüben. Sie würde sich mit der freitlichen Verfassung dieser Hochschule und dieses Staates schlecht vertragen. Außerdem sollte die Studentenschaft, so meinen wir, ihre Souveränität über den Umweg solcher Vorentscheidungen nicht selbst einschränken.

Allerdings war uns nicht bekannt, daß Herr Martini für die Eröffnungsrede zur Hochschulwoche vorgesehen war. Davon hätten wir angesichts der sehr kontroversen Thesen, die er vertritt, abgeraten und empfohlen, ihn zu einem Vortrag in anderem Rahmen mit genügend Diskussionsmöglichkeit einzuladen.

Lehrstuhl für Wissenschaftliche Politik
Dr. Gottfried Erb
Dr. Graf Kielmansegg

*

Schon früher haben wir zufällig Ihre „dds“ als eine interessante Zeitschrift kennengelernt. Leider haben wir nur eine Nummer zur Verfügung gehabt (No. 80, 66). Nach dem Empfang von zwei Exemplaren der „dds“ (2x2) sind selbstverständlich unsere Kenntnisse erheblich vertieft worden. Die Artikel über ČSSR und Praha usw. sind wirklich beachtenswert, da sie einen Einblick, für uns von der anderen Seite, bedeuten. Selbstverständlich haben wir einige Vorbehalte zu diesen Nachrichten, die wir in No. 82 lasen, aber begreiflich wollten wir nicht einer gelegentlichen Diskussion aus dem Wege gehen.

Dipl.-Ing. Břetislav Těplý
Dipl.-Ing. Zdeněk Bažant CSc
Technische Hochschule Brünn

In der Juni-Ausgabe der dds No. 82 hat Prof. Dr.-Ing. Breth in einem Interview einige Äußerungen über die ausländischen Studenten, besonders die afrikanischen, an der THD gemacht, zu denen wir, die Ghana-Studenten, gern einige Bemerkungen machen möchten. Zu einer Frage behauptete Prof. Breth: „... Ich sehe vor allem bei den Afrikanern große Schwierigkeiten, und zwar deswegen, weil diese Studenten herausgerissen werden aus ihrer Umgebung. Sie kommen zu uns und bleiben zu lange hier. Nach acht bis neun Jahren kehren sie als Fremde heim und können sich nur schwer wieder einfügen. Wenn unsere deutschen Absolventen in die Verwaltung oder Industrie gehen, dann sind sie ein Glied in einer Kette zwischen dem Vorgesetzten und dem Untergebenen. Der Afrikaner steht zuhause meist für sich allein. Die Ideen, die er mitbringt, sind seinen Landsleuten oft fremd. Es ist meines Erachtens etwas fragwürdig, wenn die afrikanischen Studenten bei uns „hochgezüchtet“ werden. Sie können zuhause damit manchmal nicht viel anfangen. Vielleicht wäre ihnen mehr geholfen, sie würden bei uns die Ingenieurschule besuchen, in kurzer Zeit fertig und dadurch ihrer Heimat nicht entfremdet werden. Es kommt meines Erachtens weniger darauf an, daß sie elegante und schwierige Konstruktionen beherrschen, sie sollen zunächst Pioniere für den Aufbau ihres Landes sein.“

Die Probleme der jungen Akademiker in Industrie oder Verwaltung sind in vieler Hinsicht dieselben, gleich wo man auch hinkommt. Wir sehen deshalb nicht ein, weshalb man nur über die Schwierigkeiten der Afrikaner allein spricht.

Es ist eine Tatsache, daß neue Absolventen der Universitäten und Hochschulen es schwer haben, sich in die Industrie einzufügen. Auch hier in Deutschland haben viele Firmen es nötig gefunden, Kurse für die neuen Ankömmlinge eine Zeitlang durchzuführen, um diese ersten Schwierigkeiten zu beseitigen.

Die Behauptung, daß der junge afrikanische Akademiker „zu Hause meist für sich allein steht“, ist nicht ganz richtig. Er hat manchmal sogar zu Hause mehr Gelegenheit als sein deutscher Kollege. Denn in der Verwaltung von vielen afrikanischen Staa-

ten sind noch viele Ausländer tätig. Das Afrikanisierungsprogramm von vielen afrikanischen Staaten ist immer noch im Rückstand, weil diese Staaten noch nicht genug eigene Akademiker haben, um diese Ausländer zu ersetzen. Es gibt schon in Afrika viele ausländische Firmen mit allen modernen Maschinen. Sie brauchen auch viele gutausgebildete Ingenieure. Warum sollen nicht die Afrikaner lang studieren, um diese Nachfrage zu erfüllen? Wenn Afrika die Ideen von europäischen Fachkräften in die Tat umsetzen kann, warum sollten diese Ideen einheimischen Diplomingenieuren fremd sein? Oder müssen sie immer nur mit europäischen Fachkräften zufrieden sein?

Höhere Ausbildung ist nichts Neues in Afrika. An den drei Universitäten in Ghana z. B. sind mehr als die Hälfte der Lehrkräfte Afrikaner. Auch der junge afrikanische Akademiker ist „ein Glied in einer Kette zwischen den Vorgesetzten und den Untergebenen“, wenn er in die Industrie, die Verwaltung oder in das höhere Lehramt kommt.

Sollen der langen Dauer des Hochschulstudiums wegen alle afrikanischen Studenten Ingenieurschulen anstelle von Hochschulen besuchen, damit sie „ihrer Heimat nicht entfremdet werden“? Wir meinen, Afrika braucht sowohl Diplomingenieure als auch Ingenieure für die Pionierarbeit. Auf jeden Fall ist die Ingenieurschulausbildung nicht viel kürzer, wenigstens hier in Deutschland (2 Jahre Praktikum und 3 Jahre Vorlesungen). Oder, was gleichbedeutend ist, sollen wir Krankenschwestern anstatt Ärzte ausbilden? Für die lange Zeit, während der die afrikanischen Studenten sich im Ausland zum Studium aufhalten, behalten sie noch sehr enge Verbindung mit der Heimat. Es sind auch häufige Heimaturlaube vorgesehen. Wir kehren deswegen nicht so fremd nach Hause zurück, wie man es vermuten würde. Wir sind der Meinung, daß durch eine rechtzeitige Ausbildung von Technikern sowie Ingenieuren und Diplomingenieuren Afrika sich viele Schwierigkeiten in der näheren Zukunft ersparen kann, sollten z. B. die ausländischen Fachkräfte plötzlich aus irgendwelchen Gründen herausgeholt werden. Wie die Erfahrung gezeigt hat, hat der Kongo daran gelitten, daß kurz nach der Unabhängigkeitserlangung die belgischen Fachkräfte das Land verließen.

Ghana-Studenten-Union, Darmstadt

Ulf Kauffmann

GEHT DAS STUDENTENWERK PLEITE?

Seit Jahren sieht das Studentenwerk Darmstadt – neben der Bereitstellung eines preisgünstigen und ausreichend gehaltvollen Mittagstisches und der Gesundheitsfürsorge für Studenten, neben der Durchführung der Studienförderung nach dem Honnefer Modell und anderer Förderungseinrichtungen – eine seiner wichtigsten Aufgaben darin, für eine genügende Anzahl von Bettplätzen in Studentenwohnheimen zu tragbaren Preisen zu sorgen. Lange bevor die Kulturpolitiker die Notwendigkeit des Wohnheimbaus einsahen und die Studentenwerke und Kultusverwaltungen im „Düsseldorfer Wohnheimplan“ genaue Richtlinien für die Gestaltung von Heimen und die Art der Finanzierung ihres Aufbaus durch die öffentliche Hand (Bundesjugendplan und Landesmittel) in die Hand bekamen, setzte das Studentenwerk Darmstadt alle Hebel in Bewegung. Ergebnis der Bemühungen war, daß das Studentenwerk Mitte der fünfziger Jahre ein ehemaliges Militärgefängnis in der Riedeselstraße und das unter Denkmalschutz stehende, großzügig gebaute, aber unwirtschaftlich zu betreibende Clubhaus in der Dieburger Straße zum Zwecke der Nutzung als Studentenwohnheime zur Verfügung gestellt bekam. Das Studentenwerk konnte das Clubhaus übernehmen, weil das Land Hessen einen jährlichen Zuschuß zusicherte, der die Defizite aus dem Wohnheimbetrieb in diesem Hause abdecken sollte. Der Zuschuß versiegte 1962. Der jährliche Verlust, den das Studentenwerk aus diesem Wohnheim zu tragen hat, liegt bei 25.000 DM. Die Miete hat die Grenze des Tragbaren erreicht, so daß sie in

diesem vorwiegend mit Zwei- und Drei-Bettzimmern ausgestatteten Wohnheim nicht weiter erhöht werden kann. Mit einem großen Anteil von Eigenmitteln, die sich das Studentenwerk auf dem Kapitalmarkt besorgte – den Kapitaldienst zu decken erklärte sich das Land Hessen wiederum bereit, doch auch dieser Zuschuß kam 1962 zum letzten Mal – wurde mit Hilfe des Landes und der Stadt Darmstadt das Studentendorf erbaut. Daß es bei dieser Kapitalbelastung unmöglich ist, diese Wohnheime wirtschaftlich zu betreiben, stellte sich alsbald heraus. Im Jahr 1965 betrug das Defizit über 40.000 DM.

Trotz der hohen Verschuldung, die das Studentenwerk durch den Bau des Studentendorfs auf sich nehmen mußte, betrieb es den Wohnheimbau weiter. Der Düsseldorfer Wohnheimplan war jetzt erstellt und anerkannt. Das Studentenwerk durfte also eine zügige Abwicklung der Vergabe von Mitteln zur Finanzierung von Wohnheimbauten, nach einmal erfolgter Bewilligung, seitens der öffentlichen Hand erwarten. Es konnte an den Bau des neben dem Altbau zu erstellenden Traktes in der Riedeselstraße gehen. Doch auch hier wurden schlechte Erfahrungen gemacht. Die öffentliche Hand zahlte die Raten zu knapp und in zu langen Abständen. Das Studentenwerk mußte den Bau teilweise aus eigenen Mitteln zwischenfinanzieren, teilweise mußte die Baugeschwindigkeit gebremst werden. So konnte das Heim nicht termingerecht fertiggestellt werden. Die Studenten, die im März 1965 einzogen, können ein Lied davon singen.

Was es mit dem Wohnheim in der Alexanderstraße auf sich hat, lesen Sie an anderer Stelle in diesem Heft.

Mittlerweile hatte das Studentenwerk einen Plan über die in der nächsten Zukunft zu bauenden Wohnheime erstellt. Sein Ziel war es, 30% der Darmstädter Studenten in Wohnheimen unterzubringen. Der Plan wurde vom hessischen Ministerpräsidenten Zinn in seiner Regierungserklärung von 1964 als Ziel der Landesregierung übernommen; er

erschien denn auch im Großen Hessenplan. Danach sollte der zweite Bauabschnitt des Wohnheims in der Nieder-Ramstädter Straße längst beendet, der dritte im Rohbau und das Projekt am Karlshof (800 Betten) – die baureifen Pläne liegen in der Schublade – begonnen sein.

Auch in der Nieder-Ramstädter Straße hat die stockende Hergabe von (geplanten und bewilligten!) Mitteln dafür gesorgt, daß die Studenten in halbfertige Zimmer einziehen mußten (siehe Glosse in diesem Heft) und daß die Baukosten wesentlich höher geworden sind, als sie hätten sein müssen, wenn ein zügiger Bau möglich gewesen wäre, daß schließlich der dritte Block als Neubauruine stehen bleiben muß.

Der laufende Zuschußbedarf der alten Wohnheime (insgesamt erforderten die Heime im Jahr 1965 einen Zuschuß von 180.000 DM, das sind gut 105% der gesamten Sozialbeiträge der Studenten!) macht eine Kapitalbildung, wie sie dem Geschäftsumfang des Studentenwerks gemäß wäre, unmöglich. Darüberhinaus verschlechtern die Investitionen, die immer wieder in den Wohnheimen gemacht werden müssen (zur Erhaltung und Vermehrung von Landesvermögen) sowie die Notwendigkeit der Überbrückungsfinanzierung bis zum Eintreffen der öffentlichen Baumittel die Liquidität des Studentenwerks derart, daß es sich seit Jahren am Rande der Zahlungsunfähigkeit bewegt.

Da sich die Landesverwaltung nicht bereit findet, hier Abhilfe zu schaffen, hat der Vorstand des Studentenwerks, mit Einverständnis des Beirats, ein Programm zur Sanierung der Finanzstruktur des Studentenwerks beschlossen. Der zentrale Punkt des Programms ist der Entschluß, vier der vom Studentenwerk betriebenen Wohnheime an das Land Hessen zurückzugeben. Es ist hier anzumerken, daß die Wohnheime mit ihrer Fertigstellung in das Eigentum des Landes Hessen übergehen und von diesem dem Studentenwerk zur Verfügung gestellt werden. Werden die Nutzungsverträge gekün-

Christa Oppel

Schreib- u. Übersetzungsbüro

Dissertationen
Diplomarbeiten
—
DARMSTADT
Parcusstraße 11
Telefon 76358

»REISEBÜRO DARMSTADT«
LUISENPLATZ 1

TEL: 70321

TEL: 77282

IN BENSHEIM: BAHNHOFSTRASSE 14 TEL: 06251/2291

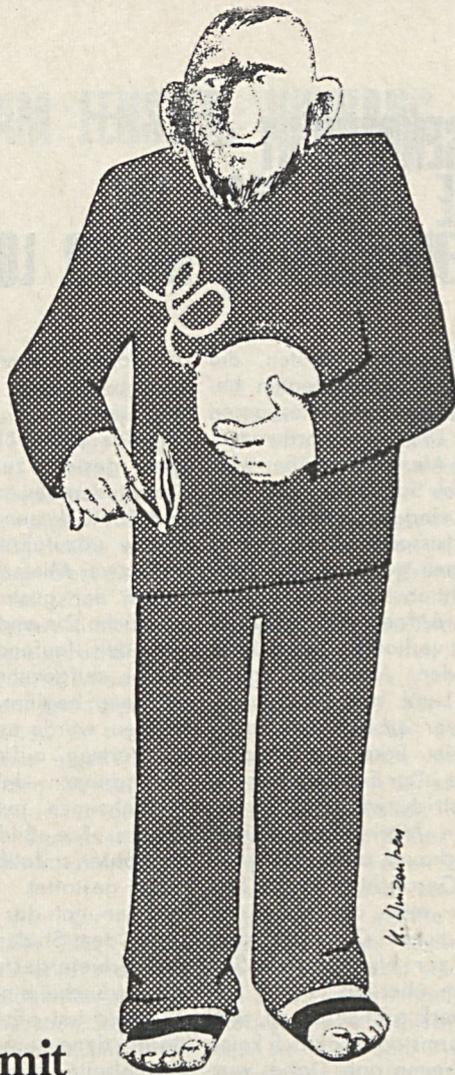
digt, hat das Studentenwerk gegenüber dem Land Hessen Anspruch auf Wertersatz der von ihm durchgeführten Investitionen.

Das Studentenwerk hat die Nutzungsverträge über die Wohnheime Alexanderstraße, Dieburger Straße und Studentendorf vorsorglich gekündigt und die Zustimmung zum Vertrag über das Wohnheim Nieder-Ramstädter Straße zurückgezogen. Die Kündigungen werden zum 31. 12. 1967 wirksam. Außerdem wurde der Entschluß gefaßt, keine weiteren Wohnheime mehr zu errichten, wenn nicht Maßnahmen getroffen werden, die den Mittelzufluß gemäß den Bauerfordernissen gewährleisten.

Mit erfolgter Aufgabe der Nutzung der Wohnheime hat das Studentenwerk Wertersatzansprüche an das Land Hessen. Darüber hinaus erspart es einen jährlichen Betriebszuschuß von rund 80 000–100 000 DM. Auf diese Weise wird die Liquidität des Studentenwerks am Ende des Jahres 1967 wiederhergestellt sein.

Wie werden sich diese Maßnahmen für die Studenten, insbesondere für die Heimbewohner auswirken? Die Bettenzahl, die das Studentenwerk anbieten kann, wird sich von zur Zeit 800 auf maximal 250 vermindern (Heime Riedeselstraße und Heinrichstraße). Allerdings sind die an das Land zurückgehenden Gebäude nur als Wohnheime zu gebrauchen, wenn nicht durchgreifende Umbauten vorgenommen werden – welche öffentliche Hand könnte sich das heute leisten? Dies gilt insbesondere für das Studentendorf, aber auch für das Appartementhaus Alexanderstraße. Das Land Hessen wird daher bemüht sein müssen, wenn es die Gebäude nicht leerstehen lassen will (dann könnte es studentischen und öffentlichen Aufruhrs gewiß sein), die Heime entweder selbst zu bewirtschaften oder einen neuen Träger zu finden. Dieser Träger müßte derart finanzkräftig sein, daß er den Zuschuß für die Wohnheime auf Dauer aufbringen kann.

Nichts spricht dagegen, daß das Studentenwerk, unter der Voraussetzung, daß es mit der erforderlichen Finanzkraft ausgestattet wird, weiter Träger der Wohnheime sein kann und daß es sich unter den oben angedeuteten Voraussetzungen bereit finden kann, auch weiterhin neue Wohnheime zu errichten – zum Nutzen der Studenten und der Hochschule und nicht im Widerspruch zu den erklärten politischen Zielen der Landesregierung.



Nieder mit

»deutsches panorama«!

**Ekelhaft sachlich, durch und durch
demokratisch, widerwärtig konstruktiv!**

Weg damit! Nicht empfehlenswert!

(jedenfalls nicht für Hemmungslose!)

**deutsches
panorama**

Für Sie alle 14 Tage neu.

Überall
erhältlich.

Fordern Sie ein
Probeheft an.

2 Hamburg 50
Königstraße 28

DAS LINSENGERICHT - ODER WIE WIRD MAN EIN STUDENTENWOHNHEIM WIEDER LOS

Einer der markantesten Bauten, die fast allen Darmstädter Studenten bekannt sind, wird bald seine markanten Züge verlieren. Die „Eigernordwand“, das Wohnheim Alexanderstraße, wird demnächst seines Schmuckes, der ihm diesen Namen eingebracht hat, nämlich der Schieferfassaden, beraubt werden. Wie es dazu gekommen ist, das ist eine gar nicht so lange Geschichte. Es begann am Anfang der sechziger Jahre. Damals verkaufte Darmstadt's Wunderkind, der Architekt Jakob Mengler, dem Land Hessen sein wenige Jahre zuvor erbautes Appartementhaus an der Ecke Merckstraße-Alexanderstraße. Der Erlös, den er damals dafür einstrich, würde selbst bei heute gängigen Marktpreisen einen ehrfürchtigen Schauer auslösen. Aktuell wurde die Geschichte für die Studenschaft aber erst, als das Land Hessen eben dieses Gebäude dem Studentenwerk zur Nutzung als Studentenwohnheim überließ. Das Studentenwerk griff sofort zu, weil es damals in Darmstadt praktisch keine Studentenwohnheime gab. Dabei wur-

die Folgen tragen andere: das Studentenwerk und ganz besonders die Heimbewohner.

Um das Heim überhaupt zur Verfügung gestellt zu bekommen, mußte das Studentenwerk darin einwilligen, dem Land Hessen eine jährliche Pachtsumme abzuführen, die heute noch – nach zwei Mieterhöhungen – fast die Hälfte der gesamten Mieteinnahmen ausmacht. Die andere Hälfte wird aber von den laufenden Kosten beinahe restlos aufgezehrt. Außerdem aber, und jetzt beginnt die Sache heikel zu werden, wurde es dem Studentenwerk im Vertrag auferlegt, aus etwaigen Überschüssen das bei den anderen Wohnheimen auftretende Defizit zu lindern. Die Bildung von Rücklagen für später anfallende Reparaturen ist nicht gestattet. Die Behebung von Schäden hat das Land nämlich großzügig dem Studentenwerk überlassen. Daß Schiefergestein unter Umständen wasserdurchlässig ist, ist bekannt. Der Architekt hat offenbar nicht daran gedacht, denn sonst hätte er kaum die Schmalseiten des Gebäudes mit Grob-

fernt, weil das Studentenwerk aus den oben beschriebenen Gründen kein Geld hat und das Land Hessen auf den geschlossenen Vertrag pocht; mit gutem Recht, wie es glaubt.

Doch da gibt es noch andere Dinge, die bei jedem Mann „vom Bau“ Erstaunen auslösen würden. Die um das Haus laufende Terrasse vor dem Obergeschoß entbehrt jeder Isolierung nach unten, wie man kürzlich feststellte. Die sich bei Regen ansammelnden Wasserlachen verdunsten nicht, wie sich das gehört, sondern fließen munter abwärts und tauchen in irgendeinem darunterliegenden Zimmer wieder auf. So wunderte sich ein Professor vor einiger Zeit (denn als Besonderheit wohnen im Wohnheim Alexanderstraße Professoren, Assistenten und Studenten einträchtig nebeneinander, oder besser gesagt, einträchtig aneinander vorbei, weil es aus eben diesem Grunde keine Selbstverwaltung, gemeinsame Veranstaltungen, Flursprecher usw. gibt) – also besagter Professor wunderte sich eines Morgens sehr darüber, daß ihm die Welt an diesem Tage so grau erschien; ihm war über Nacht der Deckenputz herunter und in die Augen gefallen. Ebenso fließt das Wasser gerne von einer Dusche in die andere, zwar nicht durch Rohrleitungen oder Abflüsse, sondern durch die Wände.

Das Wohnheim Alexanderstraße wird oft wegen seiner im Vergleich zu anderen Wohnheimen komfortablen Ausstattung gepriesen. Dieser Schien trägt gewaltig. Wenn man sich heute dem Heim von der Rückseite, etwa von der Erich-Ollenhauer-Promenade her nähert, glaubt man, der kaum zehn Jahre alte Bau stamme aus der Zeit vor der Jahrhundertwende, dem Aussehen nach zu urteilen. Im Innern ist es nicht viel besser. Einer der Bewohner schwebte wochenlang in Lebensgefahr (er wußte es gottlob nicht), weil das just über seinem Studiertisch angebrachte mehrere Quadratmeter große Klappfenster auf seinen Schädel zu klappen drohte, da es nur noch buchstäblich an einem seidenen Faden hing, wie er eines Tages erschrocken feststellte. Es mußte mit Holzriegeln gesichert werden. Bei anderen Kommilitonen haben sich an den Fenstern Spalten gebildet, durch die man einen kleinen Finger stecken kann. Daß es durch diese Spalten hereinregnet, ist selbstverständlich. Mehrere Bewohner sind jeden Tag gezwungen, ihr Zimmer vom herunterfallenden Wand- und Deckenputz zu reini-



Der original-amerikanische Pfeifentabak

RUM and MAPLE

NEU

wird jetzt in Deutschland hergestellt. Durch Zollersparnis ist er zu dem ungewöhnlichen Preis für amerikanischen Tabak von 2,50 DM erhältlich. Der Tabak ist besonders mild und aromatisch. Auch Frauen lieben sein Aroma. Diesen Tabak müssen Sie probieren.

den allerdings Vertragsbedingungen akzeptiert, die das vermeintliche Geschenk der Erstgeburt bald in ein Linsengericht verwandeln sollten. Ob diese Entwicklung nicht vorauszusehen war, ist eine der unangenehmen Fragen, die heute – bei weitgehend festgefahrener Situation – dem Studentenwerk gestellt werden. Jedenfalls kann getrost angenommen werden, daß einer diese Entwicklung vorausgesehen hat, nämlich der vormalige Besitzer, der sich heute einiges ins Fäustchen lachen dürfte. Das Land Hessen steht dabei kühl abseits, denn

schieferblöcken belegt. Es macht sich von außen gesehen zwar gut, hat aber den Nachteil, daß vor einiger Zeit hinter dem Schiefer Zwischenwände eingezogen werden mußten, weil in den an der Außenseite liegenden Zimmern die Tapeten mitsamt dem durch sie zusammengehaltenen Putz herunterfielen, denn das Wasser drang in die Räume. Die notwendige Folge ist, daß die „Eigernordwand“ rasiert werden wird, der Schiefer muß entfernt werden, und zwar so bald wie möglich. Besser gesagt, er müßte entfernt werden, aber er wird nicht ent-

BETTUCH AM FENSTER, VORHANG IM BETT

gen. Ganze Wände bzw. die davon übriggebliebenen Kraterlandschaften mußten verkleidet werden, wenn man ihres Anblicks überdrüssig oder gar trübsinnig davon geworden war.

Die vom ehemaligen Appartementhaus übernommene Einrichtung ist nicht gerade kostensparend. Dafür zeugen 100 Kochnischen, 100 Toiletten und 100 Duschen, außerdem 100 Elektrizitätszähler und 100 Wasseruhren, die einzeln abgelesen werden müssen. Die letzteren hat man denn auch vor einiger Zeit entfernen lassen.

Unter diesen Umständen ist es verständlich, daß bei einer Miete von 140 DM die Wohnraumabteilung des Studentenwerks mit Protesten und geharnischten Briefen erregter Bewohner Bekanntschaft macht, ganz besonders nach der letzten unglücklich angekündigten und ungeschickt durchgeführten Mieterhöhung. Die übliche Reaktion war immer die gleiche, man könne ja ausziehen, wenn einem etwas nicht gefalle; im übrigen pocht das Studentenwerk auf die abgeschlossenen Mietverträge; mit gutem Recht, wie es glaubt. Es ist zwar zu begreifen, daß bei Erträgen von bestenfalls einigen Tausend Mark keine Reparaturen durchgeführt werden können, die einige Hunderttausend Mark kosten werden. Es drängt sich aber die Frage auf, warum das Studentenwerk in Vertragsbedingungen eingewilligt hat, die es ihm auf lange Sicht unmöglich machen, seine Unterhaltungspflichten zu erfüllen und den Bau auch nur in seiner Substanz zu erhalten.

Im Augenblick sind die Leidtragenden einzig und allein die Studenten, auf deren Rücken der Streit zwischen dem Land Hessen und dem Studentenwerk Darmstadt ausgetragen wird. Der jetzige Zustand, daß das Studentenwerk verzweifelt an seiner Linsensuppe kaut, die es sich mit der Übernahme des Wohnheims Alexanderstraße eingebrockt hat, ist untragbar, denn es ist nicht abzusehen, wann es damit fertig sein wird. Im Gegenteil, wenn das Land Hessen sich nicht zur Übernahme der Reparaturkosten bereit erklärt, werden wohl einige Brocken davon wieder hochkommen. Im Augenblick droht sogar wegen Geldmangels die Einstellung des gesamten Wohnheimprogramms.

Ihr Bauunternehmer mit den nicht ausgelasteten Kapazitäten: ein Studentenwohnheim ist zu reparieren. Bezahlung in fünf Jahren oder in zwanzig. Oder nie.

Ist das nichts?

Den Juni und Juli über hatte man Decken und Betttücher vor die Fenster gehängt, denn die Vorhänge ließen noch auf sich warten; ziemlich lange sogar, wenn man bedenkt, daß in jenen Tagen alle Zeitungen voll von Drafi Deutchers Mißgeschick waren. Dann und wann liefen Gerüchte um, mit ihrem Eintreffen sei jeden Tag zu rechnen (gut informierte Mitmenschen gibt es überall), andere sprachen wieder von mindestens drei Wochen – Grung genug, in den nachfolgenden Nächten von den Zeiten zu träumen, da jeder Student seinen eigenen Vorhang im Fenster haben würde. Man wird anspruchslos, wenn man des längeren in dem neuen Studentenwohnheim an der Nieder-Ramstädter Straße gelebt hat.

„Neu“ ist vielleicht nicht der richtige Ausdruck: dazu ist der Putz in den Zimmern zu rissig. Wollte man sich die Maßstäbe des Studentenwerks zu eigen machen, könnte man sagen, es ist „fertig“, doch Maßstäbe, mit denen man im allgemeinen schon unter dem Bauen zerbröckelnde gotische Dome mißt, sind nicht jedermanns Sache. Es ist, sagen wir am besten, „frisch gebaut“ – sehr frisch. In diesem frischen Bau also waren wir im Mai eingezogen, ein wenig zu früh, dem Studentenwerk war da offensichtlich ein Versehen unterlaufen, das kann passieren (auch Herr Amend ist nicht ganz vollkommen), im übrigen waren wir ja alt genug, um uns vorher anzuschauen, ob die Zimmer überhaupt fertig seien, und sooo schlimm war ja alles nicht. . . .

Türen hingen dann auch schon vor den meisten Zimmern. Möbel gab es beim Hausverwalter. Die folgenden Wochen hatte man alle Hände voll zu tun, das Mobilar zu verrücken. Grundstellung: Bett am vorgesehenen Platz, der Schrank läßt sich nicht öffnen; Variante A: Bett und Tisch vertauscht, der Beistelltisch malträtiert das linke Schienbein, die Nachttischlampe beleuchtet die kahle Wand und nicht das Bett; Variante B: Tisch am Fenster, die Balkontüre ist blockiert; Variante C:

wie Grundstellung, Schrank an der anderen Wand, läßt sich immer noch nicht öffnen; Variante D: zurück zu B. Doch solche Spielereien verloren mit der Zeit den Reiz der Neuheit, das Leben geriet in glattere Bahnen, die Kreissägen weckten immer seltener um sechs Uhr in der Frühe. . . . Am 9. Juli AD MCMLXVI schließlich ging das Pionierzeitalter zu Ende; die Toilettenanlagen nehmen den Betrieb auf. Zurück blieb der Vorhangersatz, die Decken, Papiere, Betttücher. Aber auch diese würden bis zum Beginn des nächsten Semesters verschwunden sein, dachte man mit stiller Vorfreude und packte seine Koffer.

August und September vergingen. Man kam aus den Ferien zurück. Stolperte über die Wellen im frisch verlegten Linoleum und merkte: Es hat sich etwas getan. Am Waschbecken waren Haken angebracht worden, die feuchten Handtücher hingen zwar just über Steckdose und Lichtschalter, doch blieben sie hier dem Auge des schönheitsdurstigen Besuchers verborgen (erklärte der Architekt. Es ist schön, wenn sich Architekten etwas denken). Das Türschloß knirschte wie eh und je. Der Holzkeil zwischen Schrankboden und Wand, den die Schreiner in der Eile hatten stecken lassen, war von dem Maler frisch getüncht worden. Und die neuen Vorhänge hingen –!

Die Sensibleren unter uns sollen geweint haben vor Freude. Doch auch die Hartgesotteneren sah man hinterher zur nächsten Wirtschaft gehen; es gibt Gefühle, die lassen sich nur in Bier ertränken. Die Vorhänge hingen! Der Gipfel der Glückseligkeit war erreicht.

(Wenn gewisse Leute behaupten, man habe uns wieder Betttücher vor die Fenster gehängt, so ist dasbarer Unsinn. Zugegeben: die neuen Vorhänge sind aus dem nämlichen grobgewebten, strapazierfähigen Leinen geschneidert wie die Unterleintücher im Heim. Aber: Leintücher haben nicht solch einen breiten Saum. Das ist ein Unterschied.) ff

FRANKREICHFAHRT AUS SPRACHENKUMMER

Um eine fremde Sprache zu erlernen, ist ein längerer Besuch des Landes wohl die erfolgreichste Methode. In diesem Sommer stellte ich mir ein Programm für einen Frankreichaufenthalt zusammen, das auch für andere interessant sein könnte.

Jürgen sagt mir: „Wiedersehen, alles Gute, und erinnere Dich an Madame Betrands Empfehlung, soyez sage avec les jeunes filles françaises!“

Ich schlepe meine Koffer durch die Zollkontrolle und betrete französisches Hoheitsgebiet im Genfer Hauptbahnhof. Fast drei Monate werde ich bleiben.

Nach Grenoble in Culoz und Aix les Bains umsteigen. Ich teile mich mit den Leuten in den wenigen Platz des Vorortzuges, Knoblauchgeruch macht sich breit, und ich freue mich auf die erste Mahlzeit mit viel Knoblauch, um ihn nicht mehr zu riechen. Am Fenster

auch deutsch reden! Gehen Sie mit essen?“ „Wo?“ „In der Mensa, natürlich. Aber erst trinken wir unseren Aufenthalt an, ich komme gerade mit dem Wagen aus München. Mögen Sie bayrisches Bier?“ „Und ob!“ Im Restaurant Universitaire: Die Mahlzeit kostet im Tarif „Passager“ NF 3,50 (eingetragene Studenten bezahlen NF 1,40), dafür wird viel geboten, dahinter kann sich unser deutscher Mensafraß dreimal verstecken, in Quantität und Qualität.

Wir sitzen zu dritt am Tisch. „You are American?“ „Yeah“. „Fine, you are here since?“ „Since July.“ Er heißt Greg, kommt aus New Hampshire und besucht den Sommerkurs der französischen Sprache für Ausländer an der Universität in Grenoble, wie fast alle, die hier essen, man unterscheidet nicht schwer: aus USA, Italien, Spanien, Schweden und Deutschland auch.

noon?“ „Where?“ „To piscine olympique!“ (Alles ist olympisch jetzt in Grenoble.) Wir passieren die olympischen Ringe am Ende der Stadt und erreichen das „geheizte“ Schwimmbad im Vorort.

„I didn't know that ...“ „I didn't know!“ Englischer Sprachkurs! Sollte es nicht Französisch sein?

Am Abend trifft man sich am Brunnen der Résidence, eine Gitarre und jemand, der darauf spielt, das findet sich immer. Amerikanische Lieder, die kennt jeder, don't think twice, it's all right.

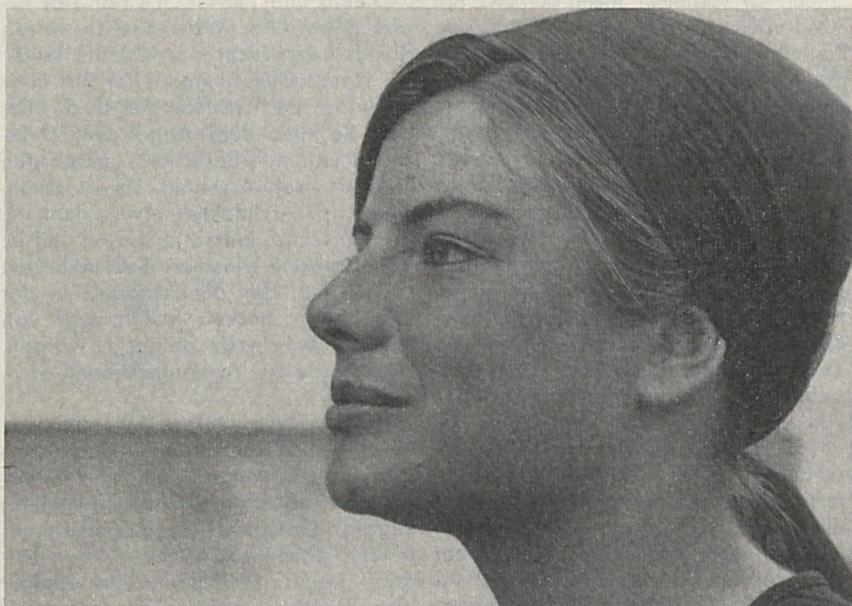
Am nächsten Morgen fällt das Aufstehen schwer, um 8 Uhr fangen sie an. Ich wecke Jochen, den Münchner mit dem VW, trotz preußisch-bayrischer Urfehde ist er mit einem Preußen eine Symbiose eingegangen, um 8.15 Uhr geben wir dann dem Herrn die Ehre, es waren schon viele vor uns gekommen, eben fleißige Mädchen aus Italien, USA, die Schwedinnen ruhen sich noch aus oder stecken im Cours Intensif, oder deshalb ruhen sie sich noch aus.

Der Herr vorne spricht langsam und deutlich, für Ausländer, über einen Text von Sartre, *littérature expliquée*. Vorige Woche hatte er es mit Baudelaire, nächste Woche kommt Camus dran. Vielleicht werden wir dann schon um acht Uhr da sein. Danach kommt der lustige Opa mit dem weißen Bart, *vocabulaire pratique*. Am anderen Tag sieht man einen lebendigen Herrn, er sagt etwas über die Aussprache von oui, houi, fuile, ... le fils! les fils, le fusil...

Traduction macht Spaß, Monsieur Delcour verliert seine bon-mots, sie erheitern Deutsche und angehende Lehrerinnen aus Basel, man glaubt, viel zu lernen.

Nancy und Judy fahren mit zurück zum Restaurant, später ist es die andere Nancy und Marie aus Stockholm, Carmen aus Barcelona, später, denn jede Woche fahren sie wieder nach Hause, unsere Amerikaner, Marie mit ihrer Gruppe und wieder nette Amerikaner, auf Wiedersehen, and remenber, it's never good-bye, it's just later, doch immer bleibt eine kleine Traurigkeit zurück.

Mit Jochen treffe ich mich am Wochenende mit meiner französischen Familie, puh, einen ganzen langen Tag nur Französisch parlieren, das ist gesund, wir klettern dabei zum Mouche-rotte hinauf zur Moucherolle, Kalk ist scharfkantig, wir klettern in den Gorge



fliegt Landschaft vorbei, die Rhône, der See bei Aix, das Chambéry-Tal. In Grenoble suche ich mir die Résidence Universitaire, ein Zimmer ist vorbestellt, ich bezahle meine Miete (NF 120 pro Monat) und ziehe ein. Auf dem Flur sehe ich ein deutsches Gesicht: „Vous êtes allemand, Monsieur?“ „Oui“. „Dann können wir ja

Am nächsten Tag Einschreibung im Sekretariat des „Comité de Patronage des Etudiants Etrangers“. Cours Intensif (für Anfänger) kostet NF 185,- pro Monat, Cours Normal (für Fortgeschrittene) ist billiger, NF 140,-. Nancy und Judy fahren mit zurück vom Hörsaal zur Résidence, zum Restaurant. Danach: „We go swimming this after-

de l'Artuby hinunter und durchqueren ihn einen Tag lang, marschieren und schwimmen, tauchen, wir fahren ins Chartreuse, an die Côte d'Azur und sprechen, machen Fehler, plötzlich lacht Anne laut auf, ich habe anscheinend wieder etwas Unmögliches gebastelt, na ja, wir sind Kinder in der Sprache, wir lassen uns verbessern, wir versuchen zu lernen.

Dominique lädt uns zum Chalet ihrer Familie ein, Badehose bitte mitbringen. Das Bad in 1000 m Höhe ist kühl, man sieht von hier aus, daß Grenoble sich mächtig für 1968 rüstet, die Sprungschanze kann man sich schon gut vorstellen, es wird gesprengt, gebaggert, gerodet.

Mit dem 1. September wechselt die Stadt ihr Gesicht, fast alle ausländischen Gruppen sind abgereist, in der Mensa wird wieder Französisch gesprochen, die original Grenoble-Studenten kommen zurück, ich lerne Sabine kennen. Sie hat unendliche Geduld mit meinen Französisch-Fehlern, ich lerne viel in den letzten Tagen, Gott sei Dank, in Angers werden sie wohl nur Französisch verstehen.

Dann, au revoir, ich schreibe Dir, Du schreibst mir? Bonne chance, bon courage, ich fahre nach Angers, Maine et Loire. Herzliche Aufnahme in der Baufirma, man sagte mir, sie sei bedeutend, 1200 Arbeiter, ein großes Büro mit 110 Angestellten. Man zeigt mich herum und mir die Firma, noch einige Baustellen und steckt mich in eine Feldfabrik, jeden Tag eine Beton-Schale, vorgespannt und als Dachelement für den Hallenbau bestimmt. Ich erlebe noch mit, wie die Franzosen ihre Städte vergrößern, sie stampfen Tausende von Wohnungen in kürzester Zeit aus der Erde, architektonisch ein Greuel. Dann sitze ich im Büro und rechne an einer Garagenanlage mit Dachgarten, der Statiker ist geduldig und geht freundlich auf meine Fragen ein.

Nun habe ich fünf Wochen in Angers zugebracht, französische Provinz bester Güte („affreux“, sagte mir ein Franzose beim Trampen zwischen Nîmes und Avignon). Habe mich gelangweilt, fand neue Freunde (es gibt überall nette Menschen): einen Poeten in der Campagne mit einem Haus voller

Kinder und skurilen Gedichten, jemand, der mir das Tal der Loire und den Atlantik zeigte. Nun bin ich verrückt nach Calvados und Asterix, aber kann den Porte-Clefs-Rummel nicht ausstehen.

Ich kam zurück nach Deutschland, nach fast drei Monaten, zufrieden mit den letzten drei Monaten, und versuche mich nun wieder an Darmstadt und Mensa-Essen zu gewöhnen.

Frankreich ist wohl das teuerste Land Europas, deshalb sei noch etwas über die finanzielle Seite gesagt. Zu einem Sprachkurs vergibt der DAAD (Deutscher Akademischer Austauschdienst) Kurzzeitstipendien in Höhe von ungefähr DM 600,-, Einzelheiten und Antrag beim Akademischen Auslandsamt, bis zum 15. Februar des betreffenden Jahres. Ein Praktikum im Ausland zahlt sich immer aus. Sehr zu empfehlen sind IAESTE-Praktika, da sich die Organisation mit allen notwendigen Formalitäten, wie Arbeitserlaubnis, befaßt.

Auskunft: IAESTE – Sachreferat, Allgemeiner Studentenausschuß.

W. Schlier

HOCHSCHULSPORT

Im vergangenen Sommersemester waren die Darmstädter Hochschulsportler sehr erfolgreich. Eine Auswahl von Ergebnissen von deutschen Hochschulmeisterschaften, die zeitlich so lagen, daß sie in der letzten dds-Ausgabe nicht mehr gemeldet werden konnten, zeigt dies deutlich.

Zunächst zum **Fußball**. Wider Erwarten drang die TH in der letzten Saison bis ins Endspiel vor. Der Endspielgegner war die hochfavorisierte Uni München. In Münster verlor man in einem technisch hochstehenden Spiel etwas unglücklich mit 0:2 (0:1). Auch wenn es nicht zum Titelgewinn gereicht hat, so ist doch das Vordringen in das Finale als großer Erfolg zu werten, schied man doch in früheren Jahren meist schon in der Vorrunde gegen eine der starken Mannschaften aus Mainz, Heidelberg oder Frankfurt aus. Der Erfolg der Darmstädter, der neben den technischen und taktischen Voraussetzungen vor allem auf Kampfgeist und gute mannschaftliche Zusammenarbeit zurückzuführen ist, war vielleicht die größte Leistungssteige-

rung Darmstädter Studentensportler im letzten Semester.

Die **Leichtathleten**, die mit zu den stärksten an Deutschlands Hochschulen zählen, brachten von den Titelkämpfen in Osnabrück neben zahlreichen guten Plätzen allein vier Meisterschaften mit zurück. Zunächst verteidigte die 4x400 m-Staffel (Lang, Schmitt, Braun, Hanika) mit 3:14,0 min ihren Titel ebenso erfolgreich wie Rainer Liese den im Stabhochsprung mit der neuen deutschen Hochschulbestleistung von 4,70 m. Dazu kamen noch die Meisterschaften von Rainer Stegmann über 110 m Hürden in 14,7 sec und von Hans Hellbach über 10 000 m in 31:31,4 min. Vizemei-

66,28 m und der schon oft erfolgreiche Aryeety im Dreisprung mit 14,83 m.

Die **Schwimmer** waren bei ihren Hochschulmeisterschaften in Schweinfurt in diesem Jahr nicht ganz so erfolgreich. Allerdings fehlte bei ihnen auch Meister Hans-Joachim Klein. Trotzdem holten sie sich die Titel in der 4x100 m-Kraul-Staffel (Bezoke, Heck, Dinkel, Künkel) in 4:05,4 min und über 100 m Kraul durch Künkel in 58,0 sec. Dritte wurden die Lagenstaffel in 4:36,0 min und Dinkel über 200 m Brust in 2:48,7 min.

Erstmals Hochschulmeister wurden im letzten Sommer die **Faustballer**. Mit

HALLOO-WACH macht munter

ster wurden Hanika über 400 m in 47,1 sec und Holzapfel im Hammerwerfen mit 51,15 m, und dritte Plätze schließlich belegten Lang über 200 m in 22,1 sec, Nowak im Hochsprung mit 1,91 m, Schwaiger im Speerwurf mit

dem in Darmstadt studierenden Nationalspieler Heinrichs, der großen Anteil am Gesamtsieg hatte, klappte es endlich, Meister zu werden, nachdem man in früheren Jahren immer gute Plätze belegt hatte. lo

Das alte Testament
ausgewählt, übertragen und in geschichtlicher Folge angeordnet von **Jörg Zink**
Kreuz-Verlag Stuttgart/Berlin
608 S., Balacron DM 9,80; Ln. DM 12,80

Mit seiner Bibelübersetzung machte Martin Luther die Texte der Heiligen Schrift, die bis dahin nur Gelehrten verständlich waren, im Prinzip allgemein zugänglich; wer Schreiben und Lesen gelernt hatte, konnte sich mit ihnen beschäftigen. Das andere, gleichsam unbeabsichtigte Ergebnis lag in dem Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Sprache, der schließlich zu einem einheitlichen Schriftdeutsch führte.

Heute, einige Jahrhunderte später, ist das Luther-Deutsch den meisten unverständlich, obwohl die Texte laufend revidiert werden; viele Begriffe und Zusammenhänge bleiben unklar. Daher wurden in neuerer Zeit neben der Revision bereits mehrfach Neuübersetzungen durchgeführt. Die gesamte Problematik von Übersetzungen stellt sich hier dadurch in besonderem Maße, daß der neue Text mehr oder weniger bewußt mit der Luther-Übersetzung verglichen wird, die man vielfach zumindest angenähert auswendig kennt.

Eine Neuübersetzung, die erfolgreich sein will, müßte demnach den „Nachteil“, die bekannten Worte und Sätze meist nicht bringen zu können, dadurch ausgleichen, daß sie dem Leser den Sinn des jeweiligen Textes besser deutlich macht.

Gerade von der Frage des Verständnisses geht Jörg Zinks Übersetzung des Alten Testaments aus. Der Leser soll in die Lage versetzt werden, „die Geschichte Gottes mit den Menschen“ in ihrem Zusammenhang zu erkennen und zu erfassen. Da diese Geschichte (die sich zur Zeit des Alten Testaments am Volk Israel vollzog) in der herkömmlichen Aufeinanderfolge der Schriften für den Unkundigen nicht erkennbar ist, werden die Texte vom Übersetzer in neuer Anordnung vorgelegt.

Der Erfolg gibt Zink (von dem in gleicher Ausführung seit geraumer Zeit bereits das Neue Testament vorliegt) recht. Durch die neue Anordnung und die lebhaftere Sprache liest sich der Text – man möge den aus eigener Anschauung genährten Vergleich verzeihen – wie ein spannender Roman. Trotz all des Neuen erliegt Zink jedoch nicht der Gefahr, Jargon für moderne Sprache zu halten und um sprachlicher Zugeständnisse willen Inhalt und Ziel zu vergessen.

Neben dem Ergebnis, daß dem Laien die Bibel wieder verständlich wird und daß ein größerer Anreiz besteht, darin zu lesen, wäre auch zu wünschen, daß diese Übersetzung die Entwicklung der deutschen (Kirchen-)Sprache so beeinflusst, daß alle Pfarrer für die Gemeinde und vor allen Dingen für Außenstehende und Fragende wieder voll verständlich werden. Die Voraussetzungen sind günstig!

Rowohlt Taschenbuch Verlag Reinbek bei Hamburg

Günter Gaus:
Staatserhaltende Opposition oder Hat die SPD kapituliert?
Gespräche mit Herbert Wehner
DM 2,20

Günter Gaus, seines Zeichens Programmdirektor beim Südwestfunk, vielen bekannt durch seine bohrenden Fernsehinterviews bekannter Figuren der Zeitgeschichte aus Wirtschaft, Literatur und Politik, hat sich diesmal den markantesten Kopf der Nachkriegs-SPD vorgeknöpft. Herbert Wehner steht in drei Gesprächen – mit den Leitgedanken: die SPD und ihre Niederlagen; die Deutschlandpolitik; die SPD, der Staat und der mündige Wähler – Antwort.

Im gedruckten Zustand sieht manches anders aus, als es sich in den vergangenen Wochen anhörte. Der „unerhörte“ Plan einer Wirtschaftsgemeinschaft zwischen der Bundesrepublik und der DDR entpuppt sich als kühne und durchaus kluge Gedankenkonstruktion und nicht als akuter Plan für die Zukunft, die innenpolitische Entwicklung der letzten Tage ist jedoch überraschend getreu der Prophezeiung Wehners abgelaufen, und alle Anzeichen für die Zukunft lassen das Gleiche erwarten.

Das Buch – in Frage- und Antwortform gehalten – liest sich wie ein Drama von Schiller. Hinter jedem Satz spürt man die sichere, scharf zupackende und entlarvende Intelligenz von Gaus, die Wehner einige Male hart in die Enge treibt, und das Temperament und die sprühende, umwerfende Gedankenfülle des großen Kopfes Herbert Wehner, des „gelernten Politikers“, wie ihn Gaus charakterisiert. Sogar in der gedruckten, sicherlich sorgfältig entschärften Form wird das noch deutlich.

Zu einer Zeit, in der ein „roter“ Bundeskanzler zum ersten Mal die Klinke zum Kanzlerbungalow greifbar vor Händen hat, ist das Buch an Aktualität nicht zu überbieten. wl

Heinrich Böll:
Ende einer Dienstreise
Erzählung
Verlag Kiepenheuer und Witsch
DM 16,80

Böll setzt sich in gewohnter Weise (nicht nur als Erfolgsautor) fort: die Figur des Hans Schnier in „Ansichten eines Clowns“, weitergeführt im Wilhelm Schmölder in der Erzählung „Entfernung von der Truppe“, mündet ein in das Helldengenspann Vater und Sohn Gruhl des vorliegenden Buches. „Anachronistische“ Situation und provokative Umstände blieben sich ähnlich; in „Ende einer Dienstreise“ verbrennen die Gruhls unter Absingen von Litaneien(!) auf offener Straße einen Jeep der Bundeswehr, der vom Sohn Gruhl – Soldat jener Einrichtung – so lange gefahren werden sollte, bis er einen veraltungstechnisch erforderlichen Kilometerstand erreicht hätte. Gegenstand des Buches wird der nachfolgende Prozeß, der auf Anordnung „von oben“ klein gehalten werden soll – selbst die Lokalzeitung beschließt auf Anregung, nichts zu

berichten –, und in einem rheinischen Kreisstädtchen (= BRD?) in familiärer Intimatmosphäre – besonders die Gruhls erfreuen sich guten Lokalansehens; sie betreiben eine Tischlerei im Zweimannbetrieb gelassen in einer Flut von Zahlungs- und Pfändungsbefehlen (wegen der „mörderischen Mittelstandspolitik“) – waidgerecht über die Bühne gebracht wird, zum Gaudi der Gruhl'schen Bekannten und zum Mißvergnügen „derer oben“, die dieser Anarchie verständnislos gegenübersehen, sie aber gut beherrschen: die Tat wird zum Happening erklärt, Aufruhr und Unbehagen zur wohlgeleiteten Kunst entschärft.

Wurde Hans Schnier („Braunkohlenschnier“) noch von der übrigen Gesellschaft mitgeschleift, so kann sie diesmal ihre Rebellen und Harlekiner verkraften, quasi als Renommieranarchisten. Die Clown-Gestalt, schon immer mit Erkenntnis und Weisheit ausgestattet, ist nicht mehr wie in Bölls früheren Büchern aggressiv, direkt, sondern „ein Mensch wie du und ich“ – beschrieben aus einer großen Distanz, mit feiner Ironie und zärtlich-genauer Darstellung. Kein Aufruhr, vielmehr ein Idyll!

In seinen Frankfurter Vorlesungen hatte Böll beanstandet, in der deutschen Literatur würde zuwenig gegessen; jetzt beschreibt er die Mittagspause der Verhandlung so ausführlich (70 Seiten), als beabsichtige er, den Bedarf für die gesamte Nachkriegsliteratur nachzuholen.

Der Schreibstil ist großartig: allein die Kunst, derart herrliche und genüßliche Nebensätze zu verfassen, mit der daraus folgenden Notwendigkeit, das halbe Buch im Konjunktiv zu halten, ist des Lesens wert. Kommentare der vielen erscheinenden Lokalgestalten werden in Anführungszeichen wiedergegeben, unter der Verwendung der Floskel: „... als „...“ bezeichnet hätte, ...“ und „... „...“ genannt wird“. Eine der schönsten Stellen des Buches lautet: Kuttke (ein Mit-Soldat des Sohnes Gruhl) ein wenig gewundene Intellektualität hatte überraschenderweise auch den Feldwebel auf die Seite des Oberleutnants getrieben; der Ausdruck „sexuelle Freiheit“ reizte ihn, er nannte das Problem anders: „mein Unterleib unterliegt nicht dem Befehlsbereich des Verteidigungsministers“, was der Oberleutnant abstrift, der sagte, die Bundeswehr brauche den ganzen Menschen. Kuttke hatte dagegen betont, er sei als Bundeswehrgesoldat nicht nur nicht (und diese doppelte Verneinung brachte ihm endgültig den Ruf eines Intellektuellen ein) zu christlicher Moral verpflichtet, sondern gerade diese von dem Herrn Oberleutnant so heftig angestrebte christliche Moral habe ja seit zweitausend Jahren jene Bordelle geduldet, und er müsse sich vorbehalten, mit einer Hure wie mit einer Hure zu verhandeln (es hatte sich im Gespräch ergeben, daß er mit der Seiffart eine Verabredung fürs kommende Wochenende getroffen hatte). Bergmolte berichtete am Abend Grellber über ihn, er habe nicht gerade als Mustervertreter der Gattung Soldat gewirkt, was Grellber wiederum zu einem Telefongespräch mit Kuttkes Abteilungskommandeur Major Troeger veranlaßte, der, gefragt, wieso man Typen wie Kuttke nehme, sagte: „Wir nehmen, was kommt, haben keine andere Wahl.“ mgl

**Rowohlt-Verlag Reinbek bei Hamburg:
Aus den Neuerscheinungen Oktober/
November 66**

Otto von Bismarck
dargestellt von Wilhelm Mommsen (rm 122)

Karl Vorländer:
Philosophie der Neuzeit / Descartes-Hobbes-
Spinoza-Leibniz. Geschichte der Philosophie IV
mit Quellentexten (rde 261/262)

Bertolt Brecht:
Lehrstücke (ro 889)

Wolfgang Neuss:
Neuss Testament / Eine satirische Zeitbombe
von Wolfgang Neuss nach Texten von François
Villon (ro 891)

rororo lexikon / Band 3-9

Garaudy/Metz/Rahner:
Der Dialog oder Ändert sich das Verhältnis
zwischen Katholizismus und Marxismus?
(aktuell 944)

Giambattista Vico:
Die neue Wissenschaft über die gemeinschaft-
liche Natur der Völker (rk 196/197)

Friedrich Schlegel
dargestellt von Ernst Behler (rm 123)

Günther Schmölders:
Psychologie des Geldes (rde 263/264/265)

**W. Kangro und M. Reck:
Angewandte Elektrochemie
Georg-Westermann Verlag
138 S., DM 16,40**

Ein Buch, geschrieben für den Studenten, der sich für die praktische Seite elektrochemischer Darstellungsverfahren interessiert. In den einleitenden Kapiteln werden kurz die theoretischen Grundlagen behandelt, soweit sie für das Verständnis der ablaufenden Prozesse notwendig sind. Der Leser findet einige Abschnitte über Atombau und die quantitative Beschreibung chemischer Reaktionen. Daran schließt sich eine kurze Einführung in die Theorie der elektrolitischen Dissoziation und der Elektrolyse.

Der Hauptteil des Buches beschäftigt sich mit der industriellen Anwendung elektrochemischer Vorgänge. Beschrieben werden die wichtigsten technischen Darstellungsverfahren der Metalle, die Chloralkalielektrolyse sowie die Herstellung von Chloraten, Perchloraten und ähnlichem. Die Angaben sind sehr detailliert. Man findet neben der speziellen Problematik eines jeden Verfahrens, wie Gewinnung der Ausgangsstoffe, Herstellung des Elektrolyten und Beschaffenheit der Elektroden, auch Vermerke über die Betriebsdaten. Der Aufbau der einzelnen Zellen wird an sehr prägnanten Zeichnungen erläutert. An einigen Beispielen werden Kostenfragen erörtert.

Den Schluß des Buches bilden zwei Kapitel über Akkumulatoren. Beschrieben werden Aufbau

und Eigenschaften des Blei- und Stahllakkulators und ihre Vor- und Nachteile bei der Verwendung. Einige graphische Darstellungen erläutern das Verhalten bei Belastung bzw. Laden.

Wer als angehender Elektroingenieur oder Chemotechnologe sich ohne überflüssigen theoretischen Ballast, kurz und präzise über die angeführten Themen orientieren will, wird dieses Buch gerne zur Hand nehmen.

Schmidt-Glenewinkel

**L. F. Fieser und M. Fieser:
Organische Chemie
Übersetzung: H. R. Hensel
Verlag Chemie Weinheim
1927 S., DM 99,-**

Die neue deutsche Ausgabe ist beträchtlich erweitert und auf den neuesten Stand gebracht worden. Ihr liegt die nun schon seit 22 Jahren erscheinende, bewährte Ausgabe von „Advanced Organic Chemistry“ zu Grunde, in der in der deutschen Übersetzung die „Topics in Organic Chemistry“ eingearbeitet wurden.

Das Buch gibt eine erweiterte Einführung in das Gebiet der organischen Chemie. Den Verfassern ist es gelungen, die Fülle des Stoffes übersichtlich darzustellen. In den einzelnen Kapiteln des Buches werden neben theoretischen Gebieten, wie Stereochemie oder Reaktionsmechanismen, die einzelnen Stoff- und Verbindungsklassen ausführlich behandelt. Neben knappen Angaben über physikalische Daten werden Vorkommen und Darstellung einer Vielzahl von chemischen Elementen behandelt. Besondere Abschnitte sind der Chemotherapie, Naturstoffen und synthetischen Polymeren gewidmet. Viel Mühe ist auf die für die organische Chemie so wichtige räumliche Darstellung der Formeln verwandt worden. Bewußt wird von den Autoren darauf hingewiesen, daß ihren Ausführungen in vielen Fällen nur durch den Stand der Forschung eine Grenze gesetzt ist. Außerdem enthält das Buch absichtlich eine Reihe von Verfahren, denen eigentlich nur noch historisches Interesse zukommt, um zu dokumentieren, welche oft mühseligen Wege die organische Chemie bis zu ihrem heutigen Stand zurückgelegt hat. Was die Synthese einzelner Verbindungen angeht, so finden sich zahlreiche Verweise auf die entsprechenden ausführlichen Darstellungsvorschriften in den „Organic Syntheses“. Am Ende eines jeden Kapitels bietet sich dem Studenten die Möglichkeit, an Hand von Aufgaben sein Verständnis zu vertiefen. Der Rezensent ist besonders dankbar dafür, daß man sich entschlossen hat, auch die Lösungen dazu anzugeben.

Neben den kurzen biographischen Notizen und Literaturziten, die sich als Fußnote im Text befinden, ist ein ausführliches Literaturverzeichnis nach jedem Kapitel angeführt, geordnet nach Monographien, Periodica, Handbüchern etc. Auf diese Weise wird die für den Chemiker so wichtige Orientierung in der Fachlitera-

tur sehr erleichtert. Den Schluß des Buches bildet ein umfangreiches Register.

Wenn auch der „Fieser“ kein ausgesprochenes Lehrbuch für den Anfänger ist, so kann dieser es doch in vielen Fällen schon zu Rate ziehen. Für den fortgeschrittenen Studenten ist das Buch praktisch unentbehrlich.

Schmidt-Glenewinkel

**Karl Ferdinand Bussmann:
Kaufmännisches Rechnen und Finanz-
mathematik
3. überarb. Auflage
Max Hueber Verlag, München
263 S., kart. DM 14,80**

Jedes Lehrbuch soll einigen wenigen Forderungen genügen: Es muß übersichtlich gestaltet, verständlich geschrieben und möglichst vollständig sein, kurzum, der Lernende erwartet Unterstützung und Hilfe bei seinen Bemühungen um Aneignung des Stoffes.

Das vorliegende Werk wird diesen Forderungen durchaus gerecht. Eine gegenüber der vorausgegangenen Auflage sowohl im Inhaltsverzeichnis als auch im Text satztechnisch ausführlicher gestaltete Gliederung erhöht die Übersichtlichkeit und läßt die Zusammenhänge und Beziehungen zwischen den einzelnen Teilabschnitten besser hervortreten.

Kurze Einleitungen führen jeweils in die Bedeutung und den Sinn der nachfolgend beschriebenen Rechenvorschrift ein. Teilweise wurden die Texte bereits vorteilhaft überarbeitet. Sicherlich wäre für eine spätere Auflage eine neue Durchsicht aller Einführungstexte der einzelnen Abschnitte nicht ohne Nutzen, da vor allem für den Anfänger das Wesentliche nicht immer deutlich wird.

Das Kapitel über die Abschreibungen wurde völlig neu bearbeitet, wobei sehr gute Erläuterungen und die eingehende Behandlung der verschiedenen Erscheinungsformen als wesentlicher Gewinn zu verzeichnen sind.

Die Stärke des Buches liegt in der großen Zahl ausführlicher Rechenbeispiele für die einzelnen Verfahren, die durch vielfältige anregende Übungsaufgaben ergänzt werden. Für den Studenten ist daneben auch die Wiedergabe der wichtigsten Formulare in ihrer verschiedenen Erscheinungsform bedeutsam, wobei die Beispiele so gewählt wurden, daß rechnerische Abläufe und Zusammenhänge erkennbar sind.

Ein neu hinzugekommenes Stichwortverzeichnis rundet das Werk ab, welches dadurch in seiner vorliegenden dritten Auflage die Vorzüge eines Lehrbuches mit denen eines Nachschlagewerkes derart verbindet, daß es nicht nur während des Studiums, sondern auch als spätere Gedächtnisstütze und Arbeitshilfe wesentliche Dienste zu leisten vermag.

HOLLAND

Die holländische Universität Delft wird die erste „automatische“ Bibliothek besitzen. Sie hat sämtliche Bücher nach einem einfachen System nummeriert. Der Student braucht lediglich die gewünschte Nummer zu wählen, wofür ihm im Katalograum sechs Telefone zur Verfügung stehen. In kürzester Zeit erhält er das Buch; ein System von Lichtsignalen zeigt den

Bibliotheksangestellten auf jeder Etage, wo der Band zu finden ist. Das Buch erreicht die Leihstelle über eine Rutschbahn. Ist das Exemplar bereits ausgeliehen, wird der Bibliothekar durch ein Lichtsignal verständigt. Statt vierzig Minuten beträgt die Wartezeit für den Studenten jetzt nur noch 16 Sekunden.

Studentenspiegel

USA

Eine Flut von Bewerbungen und damit verbundener Mangel an Professoren steht den „university graduate schools“, die Doktoranden aufnehmen, bevor. Die Einführung des numerus clausus an den graduate schools wird daher als unvermeidlich angesehen. Der Trend zum weiterführenden Studium entspricht der allgemeinen Entwicklung des Studiums in Amerika: Zu Beginn des Jahrhunderts machten ungefähr 6%

aller amerikanischen Jugendlichen das Abitur. Heute sind es über 70%. Bis zum zweiten Weltkrieg besuchte nur eine Minderheit die Universität. Heute geht fast die Hälfte der Abiturienten auf Universitäten oder Colleges. 1960 gab es ungefähr 300 000 Doktoranden in den Vereinigten Staaten; für 1970 rechnet man mit 800 000.

Studentenspiegel

SCHOTTLAND

Das größte Fernsehsystem auf dem Gebiet des Bildungswesens, das je in Großbritannien eingerichtet worden ist, soll der Universität Edinburgh zugute kommen. Dort werden in einem Neubau neun vollautomatische Fernsehkameras sowie 51 Empfangsgeräte installiert, gelenkt von einem Kontrollraum aus, der die Verbin-

dung zwischen Hörsälen und Schausälen herstellt. Zu dem System gehört ein neuer Kamertyp, der eigens für das Bildungsfernsehen entwickelt wurde und besonders günstige Lichtverhältnisse schafft, ohne daß jeweils erst TV-Personal eingreifen müßte.

Studentenspiegel

FRANKREICH

An der Universität Nizza können ab Oktober 1966 deutsche Studenten der Rechtswissenschaften, der Wirtschaftswissenschaften und der Politologie deutsches Recht studieren. Zwei namhafte deutsche Ordinarien halten als erste deutsche Gastprofessoren neben Vorlesungen in französischer Sprache auch deutsche Vorlesungen und Übungen für deutsche Studenten. In Nizza besteht ferner die Möglichkeit, am Centre

International de Formation Européenne Kurse über Fragen und praktische Probleme des europäischen Zusammenschlusses zu besuchen. Es stehen insgesamt 941 Plätze in Studentenwohnheimen zur Verfügung. Die Universität will 40 Plätze für deutsche Studenten frei halten. Die Monatsmiete beträgt 80 NF.

Studentenspiegel

POLEN

Die Kattowitzer Zeitung „Trybuna Robotnicza“ berichtet, daß es heute in den „polnischen Westgebieten“ (Gebiete östlich der Oder-Neiße-Grenze) insgesamt 22 Hochschulen mit rund 63 000 Hörern gebe. Damit liege jede dritte polnische Hochschule in den Westgebieten. Breslau nehme mit acht Hochschulen und über

22 000 Studierenden den dritten Rang im Lande ein. Danzig habe heute 6 Hochschulen, an denen 15 000 Jungakademiker studieren. Jährlich werden „allein in den West- und Nordgebieten“ 5000 bis 6000 Diplome ausgegeben.

Studentenspiegel

SCHWEDEN

Die Exmatrikulation als Maßnahme gegen die Überfüllung an den Universitäten empfiehlt die schwedische Regierung. Die Studenten, die nach einem vierten Versuch die Abschlußprüfungen des jeweiligen Semesters nicht ablegen konnten, sollen von der Universität verwiesen werden. Dabei dürfen die vorgeschriebenen Vorlesungen nicht mehr als ein Mal besucht werden. Auch wenn nicht viele Studenten von diesen Maßnahmen, die eventuell nach dem Jahreswechsel 1966/67 wirksam werden sollen, be-

troffen sind, wird von studentischer Seite eingewandt, man müsse zunächst die zum Teil ausgearbeiteten Studienreformen einführen und weiter durchdenken, den einzelnen Studenten besser über das Studiensystem informieren, wirksamere Lehrmethoden anwenden. Erst dann sollte die eher von Panik als von Vernunft diktierte Maßnahme der Exmatrikulation eingeführt werden.

Studentenspiegel

Die Aktion „Student aufs Land“, die von der Studentenschaft der Universität Freiburg zur Bildungswerbung durchgeführt wird, soll auch in den kommenden Monaten fortgesetzt werden. Wie der Verband Deutscher Studentenschaften mitteilte, soll in verstärktem Umfang auch eine Aktion „Student in die Betriebe“ aufgenommen werden. Bisher fanden zehn Veranstaltungen in Betrieben statt; die Hälfte davon wurde im Rahmen einer Betriebsversammlung während der Arbeitszeit durchgeführt. 150 Freiburger Studenten haben sich außerdem für eine Aktion zur Beaufsichtigung der Schulaufgaben an Gymnasien bereiterklärt. Damit soll erreicht werden, daß mehr Schüler eines Gymnasiums als bisher zum Abitur gelangen. jw

**Intensivierung
der Bildungswerbung**

Zu Informationsbesprechungen trafen sich am 30. September in Regensburg die studentischen Neugründungsbeauftragten bzw. AStA-Vorsitzenden der neuen Universitäten in Bochum, Konstanz, Bremen, Bielefeld und Regensburg. Nach einer ausführlichen Diskussion über die örtlichen Planungsprobleme berieten die Studentenvertreter gemeinsame Fragen der Verfassung der neuen Universitäten und der Verwirklichung der Empfehlungen des Wissenschaftsrates zur Studienreform. Es wurde vereinbart, bereits im November in Dortmund zu einer neuen Beratung zusammenzukommen. Themen des Dortmunder Treffens sollen sein: die Gestaltung des Studienanfangs an neuen Universitäten, die Förderung der Hochschuldidaktik und die Organisation der Studentenschaft. VDS-info

**Beratungen
der Neugründungsbeauftragten**

Die Westdeutsche Rektorenkonferenz und der Verband Deutscher Studentenschaften haben die Empfehlung des Bundestagsausschusses für Wissenschaft, Kulturpolitik und Publizistik begrüßt, nach der die Stipendien aus dem Honnefer Modell auf maximal 350 DM monatlich erhöht werden sollten. Der Bundestagsausschuß hatte dem Bundestagsplenum außerdem empfohlen, die Förderung auch während der Anfangssemester auf alle Monate auszudehnen und die monatlichen Freibeträge für Unterhaltsverpflichtete zu erhöhen. In der Stellungnahme des VDS und der Rektorenkonferenz wurde betont, das gegenwärtige Stipendium – im Höchstfall 290 DM monatlich – sei zu niedrig geworden. jw

**Empfehlung
zur Erhöhung der Stipendien**

Nach den bisher vorliegenden Zahlen werden am diesjährigen Praktikanten- und Famulantenaustausch insgesamt knapp 8000 Studenten teilnehmen. Junge Natur- und Ingenieurwissenschaftler sowie Land- und Forstwirte – zusammen etwa 5000 Studenten höherer Semester – stellen das bei weitem größte Austauschkontingent. Ihre Praktikantenplätze werden vom Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) vermittelt, bei dem die Fäden des Hochschulpraktikanten-Austauschs im Rahmen der IAESTE (International Association for the Exchange of Students for Technical Experience) zusammenlaufen. Dem DAAD standen in diesem Jahr 1450 Praktikantenplätze im Ausland zur Verfügung. 550 Auslandsplätze blieben jedoch ungenutzt. DAAD

Praktikantenaustausch

Den Mangel an Hochschullehrern haben die Kultusminister der Länder auf ihrer 113. Sitzung Mitte September in Hamburg erörtert. Sie kamen zu dem Ergebnis, daß in nächster Zeit über 5.000 Professoren- und Dozentenstellen zu besetzen sind. Gegenwärtig sind rund 3.300 Planstellen an den Lehrstühlen und im habilitierten Mittelbau der Bundesrepublik einschließlich Westberlins unbesetzt. In den kommenden Jahren müssen etwa 2.550 zusätzliche Planstellen besetzt werden. jw

Fehlbedarf an Hochschullehrern

Das Deutsche Studentenwerk beobachtet mit großer Sorge, daß die Fortführung des Baues von Studentenwohnheimen gefährdet ist. Der Entwurf des Bundesjugendplanes 1966 weist für den Bau von Studentenwohnheimen 14,8 Millionen DM aus. Dieser Betrag wird nicht zur Verfügung stehen, da wie in den Vorjahren wieder mit einer Ausgabensperre für Baumittel gerechnet werden muß. Auch die Baudarlehen des Bundesministers für Wohnungsbau und Städtebau, die in den vergangenen Haushaltsjahren in Höhe von jeweils etwa 5 Millionen gewährt wurden, werden 1966 nur noch beschränkt zur Verfügung stehen. Der Bund müßte 1966 nach der zwischen Bund und Ländern geltenden Finanzierungspraxis allein für Wohnheime, die sich in Darmstadt, Gießen, Hamburg, Hannover, Köln, Konstanz und an anderen Orten im Bau befinden, noch rund 21 Millionen DM aufbringen. Studentenspiegel

Studentenwohnheime

Die Vereinigung von Freunden der Technischen Hochschule Darmstadt (Ernst-Ludwig-Gesellschaft) weist darauf hin, daß Bewerbungen zum Karl-Merck-Preis (wir berichten an anderer Stelle ausführlich darüber) bis spätestens 31. Januar 1967 in der Geschäftsstelle Frankfurter Straße 250 abgegeben sein sollen. Musikalische oder schauspielerische Darbietungen sind mindestens 6 Wochen vor der geplanten Aufführung der Geschäftsstelle mitzuteilen.

*

Die diesjährige Rektoratsübergabe findet am Freitag, dem 25. November 1966 um 10.00 Uhr in der Otto-Berndt-Halle statt. Im Verlauf der Feier wird der Prorektor Prof. Dr.-Ing. Klein einen Jahresbericht abgeben; Rektor Prof. Dr.-Ing. Marguerre hält eine Antrittsrede über „Mathematik und Mechanik – Mathematik und Musik“.

Am selben Abend findet der Rektoratsball statt, in dessen Verlauf das Knieper-Trio Konzerte von Haydn und Beethoven, und Professor Krämer ein Schattenspiel „Die Erfindung des Doctor Duplicius“ darbieten werden.

*

Mit der Begründung, der Staat könne nicht eine Zeitschrift kaufen, die von ihm subventioniert wird, sahen sich verschiedene Institute der THD gezwungen, das Abonnement der „dds“ zu kündigen. Der Staat trägt pro Heft 25 Pfg. bei, wohingegen die Gesamtherstellungskosten für ein Heft 1,70 DM betragen: im Abonnement kostet ein Heft 0,67 DM. Da verschiedene Institute die „dds“ weiterbeziehen, vermuten wir, daß das Abonnement aus eigener Tasche oder einer „schwarzen Kasse“ bezahlt wird.

*

Die Ergebnisse der im Wintersemester 64/65 vom VDS durchgeführten Umfrage über die soziale Lage der Studierenden im Lande Hessen sind inzwischen in einer Broschüre veröffentlicht worden. Interessenten können sich diese im AStA-Geschäftszimmer geben lassen. Netteste Resultate der Umfrage: Von den Studenten, die häufig in der Mensa (Ffm) essen, nehmen 55,3% eine Krankenversicherung in Anspruch. Bei gelegentlichen Mensaessen sind dies 52,3%. Von den Studierenden, die angaben, nie in der Mensa zu essen, beanspruchen 49,3% eine KV. Kommentar: Das muß aber nicht bedeuten, daß Mensaeßer krank werden.

Für die bundesdeutschen Begriffe sind es neue Wege zur Kritik von Vorlesungen, die die Fachschaft Mathematik/Physik der THD erstmalig im Wintersemester 66/67 beschreitet. Mit dem alten, aber immer wieder beliebten Mittel, der Fragebogen-Aktion, wird die Meinung der Mathe- und Physik-Studenten über ihre Professoren und deren Vorlesungen sicher und beweiskräftig ermittelt. Die Umfrage wird anonym sein, aber der Vorwurf gegen „anonyme Schmierfinken“, wie er gegen die Berliner Vorlesungskritiker erhoben wurde, würde sich in diesem Falle als ein Knieschuß erweisen, da er sich hier von einzelnen erhoben gegen die Meinung einer Mehrheit richten würde, die bekanntlich immer recht hat.

Die Fragebogen sind untergliedert in Fragen über den Lehrstoff der Vorlesung, die Didaktik des Dozenten und die Qualität der Übungen und Sprechstunden. Getrennte Fragebogen werden über die physikalischen Praktika ausgegeben.

Ob die Fragebogen während der Vorlesungs- bzw. Übungsstunden, oder vor dem Hörsaal verteilt werden, oder sogar jedem Studenten nach Hause geschickt werden, steht noch in den Sternen und hängt im wesentlichen von der Beurteilung der Aktion durch die Fakultät ab. Die Aktion soll in der Woche nach dem 3. Advent durchgeführt und über Weihnachten ausgewertet werden.

Das Ergebnis wird im Detail jedem Professor bzw. Dozenten jeweils nur über seine Vorlesung unterbreitet werden in der Hoffnung, daß dieser dann – falls nötig – die Konsequenzen daraus zieht. Eine Übersicht, die keine Ergebnisse enthält, die die Person einzelner Dozenten betreffen, und damit Diskriminierung vermeidet, wird dann im Januar 1967 veröffentlicht werden.

*

Der Schloßkeller sucht

1 Ritterrüstung, gebraucht

außerdem sucht er noch

Architekten

die die Dekoration des Kellers besorgen

AStA-Geschäftszimmer
THD, Hochschulstraße 1

Die Stiftung Volkswagenwerk hat dem Institut für Hochspannungs- und Meßtechnik der THD, dessen Direktor Professor Frühauf ist, durch Mittel in Höhe von 131 000 DM die Anschaffung eines 600-kV-Gleichrichters ermöglicht.

Die Hoechst Farbwerke haben als Jubiläumsspende 400 000 DM für einen Analogrechner für das hochschuleigene Rechenzentrum zur Verfügung gestellt; weitere 70 000 DM, die noch zur Anschaffung fehlten, hat die Vereinigung von Freunden gespendet.



*

Im Sommer 1966 konnte die Fachschaft Bauingenieurwesen einen Studentenaustausch mit der Technischen Hochschule Warschau veranstalten, nachdem Initiativen hierzu von polnischer Seite lange unbeantwortet geblieben waren. Die deutsche Gruppe wurde bei ihrem Gegenbesuch im vergangenen September von den polnischen Kommilitonen sehr herzlich und gastfreundlich aufgenommen; neben Warschau waren Krakau und Breslau Aufenthaltsorte.

Das fachliche Besichtigungsprogramm berührte hauptsächlich die Probleme des Wiederaufbaus kriegszerstörter Städte; im Gegensatz zur deutschen Konzeption werden in Polen die historischen Bezirke der Städte mit Akribie wiederhergestellt, was einen beträchtlichen finanziellen Aufwand erfordert.

Zahlreiche Gespräche, z. B. mit polnischen Gewerkschaftlern, dem Rektor der Warschauer Hochschule oder Vertretern des polnischen Studentenverbandes gaben Gelegenheit zu einem lebhaften, aber sehr instruktiven Gedankenaustausch. Obwohl alle diese Kontakte überschattet sind durch die Erinnerung an die deutsche Okkupation, deren dunkelstes Beispiel Auschwitz von der Darmstädter Gruppe besichtigt wurde, war die Verständigung mit den polnischen Partnern vorurteilsfrei und unbefangen.

Da beide Seiten den Erfolg dieses Studentenaustausches als sehr positiv bewerten, soll im nächsten Jahr ein ähnliches Programm wiederholt werden.

Jürgen Ruhnau

Kulturkalender

25. 11. Rektoratsball, 20 h Otto Berndt-Halle
Jam Pott: Dixieland Jam-Session
26. 11. Jam Pott: Smokehouse Jazzband – New Orleans-
Jazz aus Offenbach
30. 11. Filmkreis: Ikuru (Leben)
1. 12. Filmkreis Sonderreihe: Die Lerche
2. 12. Jam Pott: Sidewalk-Jazzband – New Orleans-
Jazz aus Frankfurt
3. 12. Collegium Musicum des Bach-Orchesters Mainz:
Vorweihnachtliche Musik, 19.15 h Stadthalle
Jam Pott: Woog-City-Stompers – Dixieland und
Show mit unserer Hausband
7. 12. Filmkreis: Asche und Diamant
8. 12. Liederabend mit Ernst Häfliger, Tenor; 19.45 h
Stadthalle
Konzert „Auerbach“ (öffentliches Chorkonzert),
20 h THD Hauptgebäude, Saal 175
Filmkreis Sonderreihe: Dialog
9. 12. Jam Pott: Woog-City-Stompers – Dixieland und
Show mit unserer Hausband
10. 12. Jam Pott: Dietrich Geldern Sextett – Swing aus
Wiesbaden
14. 12. Filmkreis: Die Müßiggänger
16. 12. Jam Pott: Woog-City-Stompers – Dixieland und
Show mit unserer Hausband
17. 12. Jam Pott: Volker Kriegel Quartett – Modern Jazz
mit dem besten deutschen Gitarristen
23. und 26. 12. Jam Pott: Weihnachtsjazz – Band wird
noch verpflichtet.



Wichtiger Hinweis für Erstsemester

Letzter Termin für Honnef-Anträge

28. Nov. 1966 (Ausschlußfrist)



Einem „on dit“ zufolge . . .

. . . werden Studenten zur Erreichung eines günstigen Arbeitspunktes wie Elektronenröhren unterhalb der Sättigung betrieben.

*

. . . handelt es sich bei den in der Mensa verabreichten Omletts nicht um Eier-, sondern um Mehlspeisen.

*

. . . ist kürzlich einem Studenten der Fakultät Maschinenbau beim Blutspenden der Führerschein entzogen worden.

*

. . . liegt der Witz beim vorigen On-dit darin, daß es sich um einen Maschinenbaustudenten handelte.

*

. . . sollen bei Rechnungen mit Gleichungen der Hochspannungstechnik diese in den Niederspannungsbereich transformiert werden, um lebensgefährliche Schläge zu vermeiden.

*

. . . ist kürzlich ein Starfighter vom Typ HS 30 wegen eines Lecks in der Nordsee gesunken.

*

. . . ist der Lehrstuhl für Didaktik noch nicht eingerichtet, weil sich die Professoren scheuen, Grundvorlesungen zu besuchen.

*

. . . sitzt der Todt inzwischen schon in der Mensakommission.

*

. . . läßt sich zur Frage, ob die Licht- oder die Schallgeschwindigkeit größer sei, unschwer beim Einschalten eines Radios beobachten, daß immer zuerst das Licht kommt und erst viel später der Ton.



DRESDNER BANK

AKTIENGESELLSCHAFT
FILIALE DARMSTADT

61 Darmstadt Rheinstraße 14 Telefon 7 40 61
Zweigstelle Da.-Eberstadt, Oberstraße 1, Tel. 79 04 22
Demnächst auch am Mathildenplatz

Über 100 Jahre Hausbank der Darmstädter

Wein ist Vertrauenssache!

Darum kauft man alle **Weine und Spirituosen beim Fachmann.**

Eine reichhaltige Auswahl guter und preiswerter Weine und Spirituosen bietet Ihnen Ihre

Weinkellerei Hans Möhler

Darmstadt, Bleichstr. 19, Tel. 70612

Dipl.-Wirtsch.-Ing.

RUDOLF WELLNITZ

Hochschulbuchhandlung

Darmstadt, Lauteschlägerstr. 4
Direkt an der Hochschule

Technisches Antiquariat

Darmstadt, Magdalenenstr. 19
Am Kraftwerk der TH

Ihre Wintersport- Ausrüstung

von



dem bekannten Fachgeschäft i. d. Stadtmitte
vom Sportlehrer beraten –
von Fachkräften bedient –
von unserer Spezialwerkstatt betreut

LABORTECHNIK DARMSTADT

Fachgeschäft für Laboratoriumsbedarf
Apparate und Geräte für Wissenschaft und Technik
Glasbläserei

Darmstadt
Lauteschlägerstraße 3 · Telefon 71030

Papier- und Zeichenwaren
Spezialgeschäft für Hochschulbedarf

Karl Weiss

Lauteschlägerstr. 6, direkt a. d. Hochschule
Telefon 73412
Durchgehend geöffnet von 8.00-18.00 Uhr

Ihr Darmstädter Fachgeschäft

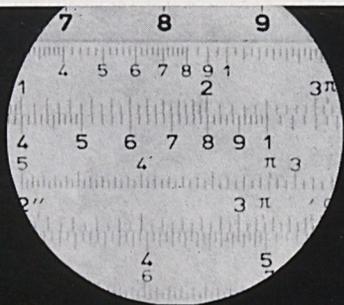
Stempel-Schulz

Beilagenhinweis

Dieser Ausgabe liegen Prospekte der **Time-Life International** und **Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart** bei.
Wir bitten unsere Leser um besondere Beachtung.

Die Bockshaut

ALT-DARMSTÄDTER WEIN- UND SPEISERESTAURANT - HOTEL
Verbindungslokal - Großer Saal - Konferenz- u. Fremdenzimmer
KIRCHSTRASSE 7 - RUF 7 45 58
Pschorrbräu München u. Michelsbräu Babenhausen im Faßausschank



Altes bewahren - an der Gegenwart arbeiten - Neues aufbauen - eine nahezu 150jährige Tradition verpflichtet uns. In über 100 Ländern ist der Name DEMAG ein Begriff für Zuverlässigkeit und Präzision.

Sie haben den festen Willen, nach dem Studium Ihr erworbenes Wissen und Können unter Beweis zu stellen und ständig zu erweitern. Sie wollen etwas leisten - etwas werden, eine Chance für Ihre Zukunft vor Augen haben. Sie wollen wissen, ob sich Ihr Fleiß, Ihre Mühe, Ihre Einsatzbereitschaft auszahlen.

Wir wollen Ihnen bei der Entscheidung helfen. Sie finden bei uns interessante Aufgaben in Forschung, Entwicklung, Konstruktion, Fertigung, Verwaltung und betriebswirtschaftlicher Disposition.

Unsere Werke liegen in Duisburg, Wetter/Ruhr, Düsseldorf, Zweibrücken, Saarbrücken, Frankfurt/Main, Köln, Jünkerath/Eifel, Hamburg, Trier und Darmstadt.

DEMAG

DEMAG Aktiengesellschaft Duisburg